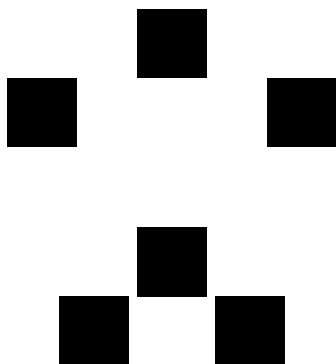


Franz Hohler

Wo?

Luchterhand

Scanned by :



Dieses E-Book ist zitierbar

Franz Hohler
Wo?

Lektorat: Thomas Scheuffelen
Umschlag von Kalle Giese
Ausstattung von Martin Faust
© 1975 by Hermann Luchterhand Verlag,
Darmstadt und Neuwied.
Gesamtherstellung bei der Druck-
und Verlagsgesellschaft mbH, Darmstadt.
ISBN 3-472-86 413-3

Vor der Stadt

Am östlichen Stadtrand von Zürich steht eine blaue Ortstafel mit der Aufschrift »Zürich«. Daneben, sehr viel größer, aber ebenfalls in blau, eine Tafel, auf der es heißt
Chocolat Lindt Milch
 au lait
 al latte

Diese Tafel ist in einem Schutthaufen verankert, der von zahlreichen Schutthaufenpflanzen bewachsen ist, jetzt ist alles noch braun, aber eine Goldraute ist trotzdem der Form nach zu erkennen. Ein Bäumlein hat es auch, mehr als mannshoch, der Schutthaufen muß also schon länger da sein.

Schräg vor der Ortstafel liegen zwei Auto-wracks, das eine ist auf alten Petrolfässern aufgebockt. Ein bärtiger Mann mit wattierten, schwarzfettigen Handschuhen ist dabei, verwertbare Teile herauszunehmen und wegzutragen, hinter einen sehr großen, durch und durch verrosteten Öltank, der zwischen dem Schutthaufen und der Straße steht, oder liegt. Geradeaus führt die Straße als Brücke über ein dreckiges Flößlein, die Glatt, die hier die Stadt-

grenze bildet. Eine Grenze muß man sich hauchdünn vorstellen, wahrscheinlich verläuft sie so, daß die eine Hälfte des Flüßleins den Zürchern gehört und die andere den Wallisellern. Auf der Walliseller Seite führt ein Fußweg dem Ufer entlang, für die, die sich getrauen. Er geht in Sichtweite von Maschinenlagerstätten durch, dann sieht man den blassen Rauch eines Abfallfeuers, und weiter hinten, sagt man, soll es Männer geben, die ihre Schnäbel zeigen. Der Weg heißt »Ida Zuppinger Weg«.

Auf der Zürcher Seite ist rechts der Straße noch eine Tankstelle, ein Weg, der nach rechts abbiegt, ist mit einem Reitverbot belegt. Das erste Stück Walliseller Boden heißt »Pi's Ranch«, worunter ein Wohnwagenpark zu verstehen ist, der Eingang ist torartig aus geschnitzten Holzpfählen gebildet, die durch Wagenräder verziert sind. Weiter hinten gehen zwei Bauplätze ineinander über, einer für die Autobahn, die man bei uns Nationalstraße nennt, und einer für ein Einkaufszentrum mit dem Titel »Glatt«. Mehrere Krane, die sich zum Teil überschneiden, beugen sich über die aufgerissenen Stellen, als ob sie etwas angeln wollten. Man sieht Baracken, davor parkierte Autos, einen Bagger mit kompliziert schwenkbarer Schaufel, eine Mischmaschine, überlebens-

groß. Vor den Baracken wird die Straße umgeleitet, eine Wand von rotweißen Latten, darauf ein großer schwarzer Pfeil, der nach links gerichtet ist, alle Autos drehen also nach links ab. Die Baustelle besteht weiter aus Stahlgerüsten, sehr engmaschig, und aus Betonsäulen, die etliche Meter in die Höhe ragen, aber das, was sie stützen, ist noch nicht da.

Dahinter, weit weg, erkennt man, durch die Perspektive auf gleiche Höhe wie die Betonsäule gebracht, einen mehrstöckigen Wohnblock mit blauen Balkonen und daneben ein etwa dreistöckiges Haus aus der Zeit, wo man Wohnen noch in Verbindung mit Ziegeldächern, Mansardenfenstern und dergleichen brachte.

Mit großen Schritten schwingt sich eine Hochspannungsleitung über das Gelände, rechts der Baustellen vorbei, und entfernt sich über die ausgeschlagene Kuppe eines Waldhügels.

Geradeaus und dann links sind einige kleine Industriebetriebe, mit Schuppen, denen man zum Teil noch die Tenne ansieht, und ein Wäldchen. Kleine Stücklein Natur in der Nähe von großen Städten haben etwas Unheilvolles oder bloß Ungemütliches, oder einfach etwas Ungenügendes. Zwei Mädchen, die mit Velos am Waldrand standen, haben mich mißtrauisch ange-

schaut, und als ich sie grüßte, hatte ich das Gefühl, sie zuckten ein bißchen zusammen. Hinter dem Wäldchen, das weiß man, wenn man von der andern Seite gekommen ist, befinden sich einige Schrebergärten neben einem ausgedehnten Röhrenlager. Von den Gärten sieht man direkt auf die eisernen Pfahlwände, die von der Firma Gautschi in den Boden gerammt werden.

Ich weiß nicht, was die Leute haben, sagt der Mann in den wattierten Handschuhen, grüßen wollen sie nicht, aber wegen des Abfalls zeigen sie einen an. Weiter hinten, bei einem der Industrieschuppen, bekommt man Schokolade zum halben Preis, Ausschuß, und als er einer Frau gesagt habe, die beladen daherkam, so, längts wieder für nes Jahr? habe sie gesagt, seien Sie ruhig, sonst hole ich die Polizei.

Die Menschen wohnen alle in den Hochhäusern, die man sieht, wenn man sich von der Ortstafel gegen die Stadt dreht. Hier bekommt man anonyme Anrufe - wenn man abnimmt, nachts, sagt jemand, hallo . . . hallo, und hängt wieder auf, und das drei, viermal. Ein anderesmal hat man einer Frau am Telefon gesagt, sie soll vor die Türe, es warte unten jemand auf sie, und als sie vor die Tür gegangen sei, sei einer dagestanden und habe gesagt,

wenn sie das nächstmal nicht schneller komme, dann schlage er sie tot.

Das sind die Sagen, die man sich am Stadtrand erzählt, niemand weiß genau, ob sie wahr sind, aber alle glauben daran.

Eine Frau, fährt der Alte fort, hat sich letztthin aus dem 13. Stock zum Fenster hinausgestürzt und hat zwei Tage lang tot am Boden gelegen, bevor sie jemand gesehen haben will, zwei Tage lang, dabei hocken die Leute alle hinter den Fenstern und schauen hinaus.

Man muß sehr laut sprechen, wenn man sich hier verständigen will, denn auf der Straße fährt ein Auto nach dem andern durch, von der Baustelle her lärmen die Baumaschinen, und über der Gegend kreisen die Düsenjäger, die vom Militärflugplatz Dübendorf aufgestiegen sind.

Leute sieht man fast keine.

In der Stadt

Man wird nirgends mehr eingelassen, alle Keller sagen Feierabend.

Es windet hier ziemlich scharf, man trifft nur noch Betrunkene. Ein ganz kleiner Mann mit einer randlosen Brille wankt vorbei und schaut mich klug an.

In den Parkhäusern stehen Autos.

In den Betten liegen Menschen.

Manche haben sich Nachrichten hinterlassen, bin morgen wieder da. Jemand hat auf eine Glastüre geschrieben, ich bin so schrecklich allein, weißt Du (ich glaub, ich werd noch verrückt).

Viele haben sich heute einen Film angeschaut, in dem andere glücklich werden.

In den Bahnhoftoiletten hängen Kondomautomaten, empfindungsecht, superfeucht, erste Qualität.

Manche läuten noch an Türen und wissen nicht, daß die Klingel defekt ist.

Im Zimmer nebenan stöhnt eine Frau fast eine Stunde lang, vom Mann hört man keinen Laut, man hört nur verbissen das Bett wackeln. Ich schätze, daß es in der Stadt dreimal soviel

Zimmer wie Leute gibt.

Nachts ziehen sich die Leute in die Zimmer zurück.

Etliche können nicht schlafen.

Sie husten noch ein bißchen.

Sie lesen die Zeitung, um zu erfahren, was anderen Leuten passiert ist. Ein Gammlerehepaar wollte sein Kind für 5 DM einem Kellner verkaufen und warf es dann in die Mosel.

Heute war ich dabei, als etwas passierte.

Im »Wienerwald« hat einer eine Stange mit acht vorgebratenen Hähnchen gestohlen und ist damit verschwunden. Der Hähnchenstangenbewacher rief die Polizei und verzeigte einen Mann, der diesem Diebstahl tatenlos zugesehen hatte. Acht Hähnchen sind allerhand, sagte er, und die zwei Polizisten verhörten etwas ratlos den Zuschauer. Ich weiß nicht, wie die Geschichte geendet hat, ich bin dann gegangen.

Ich kenne hier einen Herrn, der mit einem andern Herrn eine sehr gute Männerehe führt.

Ein weiterer Herr hat seiner Frau ein Kellertheater gekauft, damit sie wieder auftreten kann.

Andere spielen in Märchen mit.

Ein Mensch namens Schröder schlug mir vor, eine Nummer über den Eigentumsbegriff zu machen.

Man kennt sich hier.
Man trifft sich an.
Man wird beobachtet.
Viele denken über etwas nach.
Manche frieren.
Einer kotzt an eine Hausmauer.

So richtig glücklich ist niemand.

Durch das Fenster

Zuerst die Zweige des Aprikosenspaliers.

Dann Tropfen vom Dach.

Dann drei Büsche, Tamariske, Holder, Forsythie.

Dann Schnee mit Regen vermischt.

Dann eine unsaftige Februarwiese.

Darauf stehen Apfel- und Birnbäume.

Was ein Baum für ein Baum ist, kann man an seiner Form sehen, Apfelbäume sehen aus wie Äpfel, Birnbäume wie Birnen, Kirschbäume wie Kirschen usw. Bei den Kirschbäumen bin ich nicht ganz sicher.

Dann kommen Häuser mit Mansardenfenstern und Fernsehantennen.

In der linken untern Ecke meines Fensters befindet sich ein Bauernhaus, von dem ich nur die Tenne sehe.

Knapp über dem Sims verläuft eine Straße, auf der die Kinder zur Schule gehen. Manchmal fährt auch ein Auto vorbei.

Den untern Viertel meines Fensters beschließt die Seestraße, dort fahren dauernd Autos durch, öfters hupen sie, weil es eine Überholstrecke ist.

Dann kommt der Zürichsee, der links von einer ganz hohen Antenne fast durchschnitten wird.

Soeben fährt ein Zug durchs Fenster, auch er hält sich an die untere Bildhälfte.

Ein Freund aus Deutschland, der diesen See zum erstenmal sah, fragte mich kürzlich, was denn dieses langgestreckte Ding sei.

Ab und zu passiert ein Ledischiff das Fenster, im Winter kleine Kursschiffe und im Sommer die großen Ausflugsschiffe. Fast immer liegen ein paar Boote im Fenster, in denen Fischer stehen, besonders wenn es regnet.

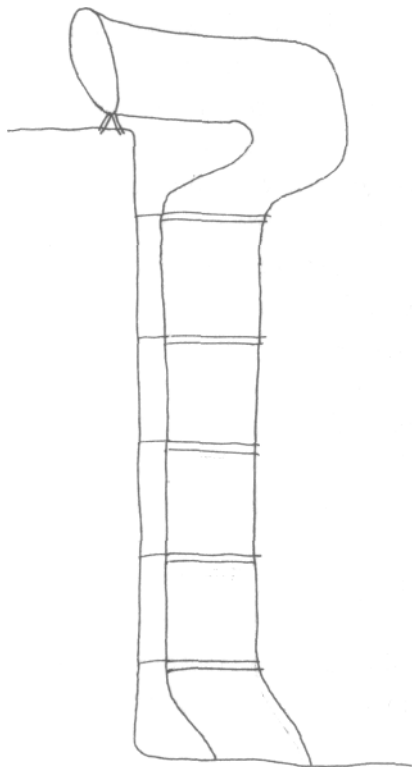
Dann kommt das andere Ufer, man sieht die Brauerei Wädenswil und die neuen Wohnblockquartiere.

Der Horizont geht ungefähr durch die Mitte, er heißt Gottschalkenberg.

Den oberen Teil des Fensters nimmt der Himmel ein.

Im 6. Stock

Unter mir ist ein Dachkännel, der wahrscheinlich verstopft ist. Das Wasser kräuselt sich darin. Ein riesiges Entlüftungrohr kriecht 5 Stockwerke an der gegenüberliegenden Mauer hoch. Es sieht so aus:



Man sieht Dächer und Kamine auf den Dächern. Wenn es kalt ist, heizen die Münchner ihre Häuser, und der Rauch, der durch die Verbrennung entsteht, steigt durch die Kamine. Es windet sehr stark draußen. Weiter hinten sehe ich einen Kran, an dem ein Drahtseil mit einem Gewicht hängt. Im Wind baumelt das Seil hin und her. Normalerweise wissen wir nicht, woher der Wind kommt. Wir sehen ihn auch nicht. Wir sehen nur flatternde Kopftücher, ein Blumenpapier, das sich langsam am Boden überschlägt, eine Sauerampferstaude am Rand eines bewachten Parkplatzes, deren Blätter hektische Zeichen geben, jetzt sehe ich ein noch größeres Papier, das sich wie ein Erbrechender um eine Parkverbotsstange gekrümmt hat, ein Mann hält den obersten Knopf seines Mantels zu, jetzt sehe ich auch, daß alle Antennen schwanken, aus einem Kamin wird der Rauch flach weggetrieben, und da hat es sogar einen Baum, den der Wind auf die Seite drückt, und die Vögel fliegen auch anders, leidenschaftlicher. Niemandem bläst es den Hut vom Kopf, wie das bei Wind typisch ist, allerdings habe ich schon zwei alte Frauen vorbeigehen sehen, die sich beide an der Hutkrempe festhielten. Wind kann man auch hören. Wenn er auf Hindernisse stößt wie Häuser und Türme, gibt es Gerä-

sche, und zwar pfeifende, sausende oder heulende.

Weit hinten steht ein Hochkamin und schwankt überhaupt nicht. Er ist das einzige, was ich sehe, wenn ich im Bett liege und zum Fenster hinaus schaue und erinnert mich daran, daß gestern im Frühstücksraum ein Herr Phallus ans Telefon gerufen wurde. Wenig vorher war die Freifrau von Thimig und dann die Prinzessin von Koey verlangt worden. Es ist eben ein gutes Hotel. Wenn man im 6. Stock sitzen und zusehen kann, wie draußen der Wind wirkt, ist es ein gutes Hotel. Dazu kommt, daß es Sonntagmorgen ist.

An der Tour de Suisse

Am Nachmittag habe ich beschlossen, die Tour de Suisse anzusehen und bin mit dem Auto auf den Ricken gefahren.

Auf dem Weg dorthin fiel mir auf, daß ich Atembeschwerden hatte, ich konnte nicht voll durchatmen. Ich überlegte mir, ob ich vielleicht Lungenkrebs habe, ein Gedanke, der meine Stimmung etwas drückte.

Auf dem Ricken angekommen, stellte ich den Wagen bei einem Parkverbot ab und ging in der Richtung, in der ich den Bergpreisstrich vermutete. Die Tourkolonne schien noch nicht in nächster Zeit erwartet zu werden, man sah erst einen Wagen, der durch den Lautsprecher von Verspätung sprach und daß man sich die Zwischenzeit mit Sinalco verkürzen solle.

Einen Polizisten, der zur Verkehrsregelung eingesetzt war, fragte ich, wo der Bergpreis sei, aber er sagte, er hätte keine Ahnung. Zwei andere Zuschauer fragen zwei andere, ob sie etwa auch den Bergpreis suchen, und die andern sagen, sie glauben, er sei hinter der Kirche. Der Ricken ist eben kein Paß in dem Sinn, daß man steil aufwärts fährt und einen höchsten Punkt

erreicht, von dem aus es dann steil abwärts geht, sondern man überquert ein kleines Hochplateau. Ich gehe also in der Richtung der Kirche, es scheint mir aber, je weiter ich gehe, daß dort, wo ich herkomme, die größeren Menschenansammlungen sind, ich frage noch einen Pöstler, wo der Bergpreis sei, und er weiß es auch nicht.

Da ich immer noch keinen Bergpreis sehe, kehre ich um und gehe wieder in die Nähe meines Autos, nun kommen langsam die ersten Reklamewagen und werfen den Kindern Kartonschirmmützen und Papierfähnchen zu, einem Paar vis-à-vis von mir werden auch zwei auf den Sportwagen geworfen, ich frage sie, ob sie sie brauchen und nehme sie mit, ich hätte Kinder, sage ich, obwohl ich nur eines habe.

Der Parisiennes-Wagen sagt, wie das Rennen steht und daß es jetzt zwei Parisiennes Super gebe, eine mit gewöhnlichem Filter und eine mit Doppelfilter. Aus einem andern Wagen steigen nun zwei Männer in grünen Pepita-Leibchen aus und rennen der Straße entlang. Sie verkaufen Programme, eins kostet zwei Franken. Ich kaufe eins, es enthält Bilder von früheren Touren, Erinnerungen an frühere Touren, Ranglisten von früheren Touren und einige Fo-

tos, die ich schon als Kind gesehen zu haben glaube, zum Beispiel vom Sturz einiger Fahrer in einer Paßkurve, mit dem Kommentar »In den schweren Paßabfahrten sind Stürze nicht ganz zu vermeiden.«

Ein erster Fahrer in einem roten Tricot, den man auftauchen sieht, ist kein Spitzenreiter, sondern einer, der der Tour ein Stück weit vorausfährt, damit man meint, er sei der erste. Dann sieht man aber wirklich den ersten hinauffahren, er wurde angekündigt als der Belgier David und ist es offenbar auch, er hat ein schwarzweißes Tricot, das für eine Kücheneinrichtungsfirma wirbt, ist klein und trägt eine Brille, er wird die Etappe gewinnen, was ich aber zu diesem Zeitpunkt noch nicht weiß. Er sieht sehr strebsam aus und etwas gequält.

Nach kurzer Zeit sieht man das Feld kommen. Es sind etwa fünfzig Fahrer, einige sind gleich alt wie ich, die meisten jünger, einer der vordersten ist Louis Pfenninger im Goldenen Tricot, er kontrolliert das Rennen, wie man allgemein weiß. Die Rennfahrer sagen dem gelben Leibchen »de Sack«. Vom Moment an, wo der erste Fahrer des Feldes durchgefahren ist, schaue ich ihm nach, sehe also alle Fahrer von hinten, und als es mir einfällt, daß ich sie von vorne sehen wollte, schaue ich mich wieder um, aber sie

sind schon alle durch. Ich drehe mich wieder um und sehe sie nochmals alle von hinten, bevor sie verschwunden sind. Ich habe nicht »Hopp!« gerufen, und auch in meiner Umgebung hat niemand »Hopp!« gerufen. Von weiter oben habe ich einen Buben »Hopp Pfänni!« rufen gehört. Jetzt kommt noch ein Nachzügler, ein Italiener, dem Aussehen nach, und dann setzt der normale Straßenverkehr wieder ein.

Ich gehe zum Auto, da ruft ein Vater seinem Buben zu, lueg, Martin, da chunnt na eine, de arm Cheib! Und tatsächlich kommt noch einer, wirklich ein armer Cheib, schon mitten im Autoverkehr, aber es fährt ihm eigens ein Polizist auf einem Motorrad voraus, und neben ihm fährt der Wagen, den man besteigen kann, wenn man das Rennen aufgibt, auf der Rückseite des Wagens ist eine Aufschrift ENDE DER TOUR.

Jetzt weiß ich es und steige in mein Auto. Auf der Heimfahrt merke ich, daß ich immer noch Atembeschwerden habe. Ich werde nächstens einen Arzt aufsuchen.

An der Bundesfeier

Dieses Jahr habe ich die Bundesfeier besucht, welche die Republikaner auf der Forch veranstalteten.

Vom Parkplatz zum Wehrmännerdenkmal ging ich hinter einem Waadtländer her, der in Tracht gekommen war und eine große Fahne seines Kantons über der Schulter trug. Als man auf halbem Weg an einem Sanitätszelt vorbeikam, rief der Waadtländer einem Mann namens Nägeli, den er kannte, »Nägeli!« zu, während hinter mir einer auf Baseldeutsch sagte, in die Landschaft müßten sie noch stärker hineinkommen.

Nachher mußte man zur Seite treten, weil drei Polizeiautos im Schrittempo hinauffuhren.

Ich erhielt ein grünes Programm und trat zu der Festgemeinde, so, daß ich von der Seite knapp auf das Rednerpult sah, an dem ein Dr. Hegg gerade dazu aufforderte, das Versauen und Verschmieren anderen zu überlassen.

Viele Leute hatten sich auf den Stufen des Denkmals niedergelassen, andere, die Mehrzahl, auf dem Bord gegenüber, einige hatten Feldstühle mitgebracht, auf denen sie nun saßen.

Das Denkmal, welches eine Flamme darstellt, ist übrigens den Schweizern gewidmet, die im Ersten Weltkrieg beim Militärdienst ums Leben kamen und wird im Volksmund als gefrorener Furz bezeichnet. Es war eine Zeitlang sehr häßlich, aber heute, wo man diesen Stil erneut zu schätzen beginnt, ist es wieder schön.

Jetzt wurde Herr de Meuron aus Neuenburg angesagt, der den Gruß der Welschen überbrachte, und von dessen schneidigen Worten mir der Satz hängengeblieben ist: *On ne meurt pas pour une société anonyme!*

Die Grüße der Tessiner übermittelte ein jugendlich aussehender Mann, der als Bruno Abderhalden vorgestellt wurde und beim Verlesen seines Textes einmal ein Blatt zuviel umkehrte, so daß er einen Satz, in dem das Wort »eroiche« vorkam, wieder abbrechen mußte.

Währenddem Nationalrat Oehen von der weit verbreiteten Geringschätzung unseres Nationalfeiertages sprach, merkte man, daß weiter hinten etwas geschah. Oehen bat die Festgemeinde, die Aufmerksamkeit ihm zuzuwenden, trotzdem wurde nun allgemein gemutmaßt, was wohl los sei, einige Männer standen entschlossen auf und gingen nach hinten.

Dort hatte sich offenbar ein Kampf um eine

rote Fahne abgespielt, die ich noch wie einen Speer den Hügel hinunterfliegen sah. Ein Demonstrant lag am Boden, die Beine über dem Körper dicht angezogen, während auf ihn eingeschlagen wurde. Er wurde von der Polizei befreit und festgenommen, zwei Kantonspolizisten hielten ihn mit eisernem Griff, der eine der beiden machte seine Ratlosigkeit mit einem grimmigen Gesichtsausdruck wett.

Die Leute hörten jetzt eine Weile nicht mehr zu, sondern besprachen halblaut den Vorfall. Schickt nur noch mehr auf die Hochschulen, sagte einer mit Schweißperlen auf dem Haarboden, und, die Presse unterstützt sie ja noch, ein anderer, oder, als sich zwei Fernsehleute in der Krawallrichtung entfernten, das ist etwas für euch, das könnt ihr wieder aufbauschen.

Als nun der Bundesbrief vorgelesen wurde, beruhigten sich die Festteilnehmer etwas, und hinter mir flüsterte eine Frau, dä do vorne im bruune Pullover sett me n au usegheie, dä stört doch au mit sine Heftli. Es war ein junger Mann, der mit provozierend freundlichem Gesichtsausdruck eine kommunistische Schrift feilbot.

Dann trat Fritz Schäuuffele, von dem ich als Knabe ein Jugendbuch über die Wikinger gelesen habe, an das Rednerpult und trug ein sel-

bergemachtes Gedicht über den 1. August vor, das mit den Worten »Sie wollen ihn uns verleiden« begann. Von ihm war auch der Text zur Republikaner-Hymne, die anschließend erstmals gesungen wurde, und die sich etwa mit den Worten Streit, Freiheit, Zeit, bereit zusammenfassen läßt.

Beim Auftritt von James Schwarzenbach ertönten einige Pfiffe, aber sonst war es während seiner Rede außerordentlich ruhig. Er sprach Mundart und wies auf den blauen Himmel hin, wobei ich mir vorstellte, daß im Manuskript noch eine Schlechtwettervariante in Klammer dabeistehen mußte, in der wahrscheinlich das Wort »trotz« vorgekommen wäre.

Was er sagte, hätte über weite Strecken von einem Kommunisten oder Sozialisten sein können, sein Haß auf die Banken, die Spekulation, die Großindustrie, das interessenvertretende Parlament erntete sozusagen satzweise Zustimmung, fast bei jeder seiner Forderungen wurde applaudiert, nur als er persönliche Freiheit für jeden forderte, klatschte niemand. Mit großem Erfolg zählte er echte Feinde auf, also die modernen Vögte hinter den Banktresoren oder die Planer, die unser Land verplanen. An diesem Punkt kam dann auch die politische Abzweigung nach rechts, indem er sämtliche

sozialisierenden Maßnahmen ablehnte und die Schweiz der Zukunft als ein genügsames Land schilderte, das von bescheidenen Gewerbetreibenden und Kleinhändlern bewohnt wird und wieder sich selbst gehört, und nicht den Ausländern. Er betonte immer wieder, daß wir selber zum Rechten sehen müssen und schloß mit einem Zitat von Gottfried Keller.

Als die Landeshymne angestimmt wurde, ging ich schon den Hügel hinunter.

Dann hörte man plötzlich, wie ein Sprechchor einen Vers skandierte, dessen erste Zeile lautete: »Schwarzebach-Partei!« und sich, soviel ich verstand, in der zweiten Zeile auf »hei« reimte. Mit diesem Ruf zog eine Gruppe von Blue-Jeans-Leuten unterhalb des Denkmals durch. Von der Anhöhe herunter stürzten sich nun Männer mit Knüppeln und Fahnenstangen auf das Züglein, das unter ihren Hieben bald auseinanderstob, und das alles sah von weitem, zu den dünnen Klängen der Landeshymne, mit dem höchst farbigen Wurm von Menschen, der sich vom Hügel herabwand, und den weißen Hemden der Kämpfer, die in der Sonne morgartenhaft leuchteten, äußerst lieblich aus.

Beim Sanitätszelt rieb man sich in der Hoffnung auf Verletzte schon die Hände, eine Tragbahre lehnte einladend bereit, mitten auf dem

Weg stand ein Alphornbläser, der die Töne nie gleich traf, und neben mir sagte jemand im Hinabgehen: Die Soubruet isch halt überall.

Am Fernsehen

Heute stand ich um viertel nach sieben Uhr auf, um die Bundesratswahlen am Fernsehen zu sehen.

Schon in der Nacht hatte ich die Stube, in der der Fernsehapparat steht, vorgeheizt, wobei ich festgestellt hatte, daß aus der Steckdose, an die ich den elektrischen Speicherofen normalerweise anschließe, kein Strom kam. Daraufhin hatte ich den Ofen an den Fernsehstecker angeschlossen.

Zusätzlich zündete ich jetzt ein Cheminéefeuer an, und meine Frau machte einen Kaffee für beide. Lukas, der zweieinhalb ist, bekam eine Ovomaltine.

In gefüllten Kunststoffsäcken sitzend, tranken wir den Kaffee und schauten gleichzeitig in den Fernsehapparat, der bei uns ziemlich erhöht steht.

Herr Muheim, der Nationalratspräsident, ein schmucker Mann mit einer angenehmen Stimme, eröffnete die Sitzung und verlas das Demissionsschreiben von Bundesrat Tschudi, der währenddessen groß im Bild zu sehen war und ein trockenes Gesicht machte, oder hatte. Als

Herr Muheim das Wirken von Herrn Tschudi kurz würdigte, war ich im Keller zum Holz holen, aber meine Frau sagte mir, Herr Muheim hätte gesagt, daß bei Tschudi gewissermaßen der Hans und der Peter gearbeitet hätten. Herr Tschudi heißt zum Vornamen Hanspeter.

Daraufhin ergriff Bundesrat Tschudi das Wort, um einige zusammenfassende Sätze über seine Arbeit zu sagen, wobei er vor allem den Beamten seines Departements dankte. Danach mußte meine Frau zum Augenarzt.

Das gleiche wiederholte sich nun mit den Bundesräten Bonvin und Celio, wobei mir auffiel, daß Bonvin ohne Manuskript sprach. Er verglich die Schweiz mit einem Haus, das solid gebaut sei und stellte den Bundesrat und das Parlament als eine Art Reparaturrequipe dar, die manchmal auch nur ein paar Möbel verschieben müsse.

An Bundesrat Celio rühmte Herr Muheim vor allem seinen Humor, der ihnen allen nun fehlen würde. Celio selbst sprach sehr kunstvoll in seiner Muttersprache und brachte irgendwie die Politik oder sich selbst mit einem Wildbach zusammen, der gegen unten gemäßigter fließe, genau habe ich es nicht verstanden.

Während der ganzen Zeit störte mich der Gestank aus den Windeln meines Sohnes, der sich

langsam in der ganzen Stube festsetzte. Jetzt kamen aber die Erklärungen der Fraktionspräsidenten, die ich nicht verpassen wollte.

Herr Müller von der SP gab im Namen seiner Partei eine Erklärung ab, in der er aber dann doch das Wort »ich« brauchte. Er betonte, das Kandidatenwahlverfahren in ihrer Partei sei demokratisch gewesen, und man solle den aufgestellten Herrn Schmid wählen.

Dann tauchte die bullige Figur von Herrn König aus Zürich auf, der für den Landesring gegen die Absprache der Parteien, drei Räte miteinander zurücktreten zu lassen, protestierte.

Herr Schwarzenbach äußerte alsdann im Namen der Nationalen und der Republikaner, wie sehr doch das ganze ein ausgetüfteltes Spiel sei und wie wenig bei den offiziellen Nominationen auf die befähigenden Eigenschaften geschaut worden sei und legte allen den tatsächlich erstaunlichen Artikel 91 der Bundesverfassung ans Herz, wonach die Räte ohne Instruktionen stimmen.

Alle Bürgerlichen samt den Sozialdemokraten konterten dann diese beiden Voten, warfen ihnen Unwürdigkeit, Gehässigkeit vor, Herr Alois Hürlimann aus Zug sprach sogar von »unschweizerisch«, und der Großvater der So-

zialdemokraten, Herr Eggenberger, bedauerte, daß nun ein Schatten der wilden Anwürfe der Presse auch in diesen Saal falle, und das sei in den 26 Jahren, in denen er hier sitze, noch nie passiert.

Jetzt kam meine Frau vom Augenarzt zurück. Sie machte nochmals einen Kaffee, und wir nahmen etwas Brot, Butter und Honig dazu. Lukas war noch immer nicht gewickelt.

Die Stimmzettel für die erste Ersatzwahl wurden verteilt, es waren 242, das heißt, daß zwei Leute fehlten. Nun telefonierte der Geschirrwaschmaschinenmonteur und kündigte seine baldige Ankunft an, worauf meine Frau in der Küche das Geschirr noch etwas in eine Ecke rückte, damit sie sich nicht zu schämen brauchte. In der Wartezeit wurde ein Film über Bundesrat Tschudi eingespielt. Lukas schlug den Kopf an einer Schranktür an, die meine Frau beim Aufräumen öffnete, und begann zu heulen. Er mußte hautnah getröstet werden, wobei der Gestank fast nicht auszuhalten war, aber da jetzt das Resultat jeden Moment zu erwarten war, konnten wir nicht ins Badezimmer.

Als der entscheidende Zettel zu Herrn Muheim kam, steckte er noch zwei, dreimal mit den Umgebenden die Köpfe zusammen, dann verlas er das Ergebnis.

Gewählt war mit 123 Stimmen der Solothurner Regierungsrat Willi Ritschard. Der offizielle Schmid hatte es nur auf 77 gebracht.

Das war eine Überraschung.

Herr Ritschard war, da er nicht Parlamentsmitglied ist, gar nicht in Bern, sondern zu Hause in Solothurn. Man mußte ihn zuerst anrufen, um zu fragen, ob er die Wahl annehme. Ich stelle mir vor, daß er das ganze am Fernsehen verfolgt hat und unheimlich erschrak, als Herr Muheim seinen Namen las. In ganz kurzer Zeit traf aber schon die Nachricht ein, Herr Ritschard habe die Wahl angenommen und mache sich auf den Weg nach Bern, das zum Glück nicht allzuweit von Solothurn entfernt liegt.

Jetzt wurden die Stimmzettel für die zweite Ersatzwahl verteilt, und es wurde ein Film über Bundesrat Bonvin eingespielt.

Meine Frau ging nun in die Schule, und ich säuberte endlich meinen Sohn, der dagegen protestierte, daß ich ihm dabei das Schwänzchen hochhob, da dieses sonst kaputtgehe. Bis ich ihm seine Tageskleidung angezogen hatte, war die zweite Wahl schon zu Ende.

Gewählt wurde nicht der vorgeschlagene Tessiner Franzoni, sondern der Zuger Regierungsrat Hans Hürlimann. Herr Muheim bat ihn »ans Mikrofon«, wie er sich ausdrückte, und

Herr Hürlimann nahm seine Wahl an, dankte und hoffte auf die Hilfe Gottes.

Als nun nach der Verteilung der Zettel zur dritten Wahl ein Film über Bundesrat Celio eingespielt wurde, traf der Geschirrwaschmaschinenmonteur ein. Ich erklärte ihm, was der Maschine fehlte und half ihm beim Hervorziehen derselben. Dabei fand ich hinter der Maschine zwei heruntergefallene Abwaschbürsten, etwas Besteck und einen entsetzlichen Kerzenständer sowie zwei Untersätze aus Kunststoff. Der Monteur wußte noch nicht, daß Hürlimann gewählt war, fand aber, das sei wieder einer dieser Zuger, welche den ausländischen Briefkastenfirmen zu Geld verhelfen. Ich fragte ihn, ob er ihn nicht mit Alois verwechsle, aber er war nicht sicher.

Dann begann er nach Kurzschlüssen zu suchen, und in der Stube wurde das Ergebnis der dritten Wahl bekannt: gewählt war Herr Andre Chevallaz, der sogleich aufjuckte und nach vorn eilen wollte. Er setzte sich erst wieder, als der Nationalratspräsident sagte, weitere Stimmen hätte Herr Schmitt bekommen, nämlich 93. Herr Henri Schmitt war der offizielle Kandidat der Freisinnigen gewesen. Dann erst durfte Herr Chevallez ans Mikrofon und begann seine Annahmeerklärung mit den Worten: Je mesure

le poids de la charge que vous m'avez confiée.

Die Vereidigung, die eigentlich jetzt hätte folgen müssen, mußte noch etwas aufgeschoben werden, da Herr Ritschard immer noch auf Bern zufuhr, und so wählte man zuerst noch den Bundespräsidenten, was eine reine Formsache war, aber auch wieder eine Viertelstunde ausfüllte.

Dann endlich wurde Herr Ritschard von den Weibern hereingeführt, er wurde mit Applaus empfangen, einige verärgerte Sozialdemokraten verließen zwar den Saal, der Kommentator wies darauf hin, aber ich konnte sie nicht von den herumeilenden Pressefotografen unterscheiden.

Herr Ritschard war ebenso feierlich angezogen wie die andern, man konnte also annehmen, daß seine Frau den Anzug für alle Fälle schon bereit hatte. Bei ihm schlug die Bewegtheit nicht in Strammheit um wie bei Herrn Hürliemann oder in Vibrato wie bei Herrn Chevallaz, sondern in einen fehlerhaften Satz, was ihn gleich sympathisch machte.

Zur Vereidigung wurden nun die drei Bundesräte nicht mehr ans Mikrofon, sondern ins Halbrund gebeten, wo sie einer nach dem andern schwören mußten, daß sie ihr Amt korrekt ausüben würden und dazu die drei

Schwurfinger der rechten Hand, also Daumen, Zeigefinger und Mittelfinger erheben mußten, etwas, das man selten sieht. Nachher half ich dem Monteur eine Sicherung suchen, dieselbe, an der auch der Speicherofen hing, so daß ich das Interview mit Herrn Ritschard verpaßte, ich nehme aber an, daß er gesagt hat, er hätte nicht mit seiner Wahl gerechnet.

Das Interview mit Herrn Hürlimann sah ich hingegen, er betonte, daß er bereit sei, jedes Departement zu übernehmen, das man ihm gebe – man weiß aber bereits, daß er das Innere bekommt.

Nachher mußte ich wieder in die Küche, wo mir der Monteur erzählte, daß sein fünfjähriger Enkel eine TB erwischt habe, und zwar von ihm. Ich wurde etwas vorsichtiger und ging wieder in die Stube, aber das Interview mit Herrn Chevallaz war schon vorbei, man sah noch Bundespräsident Brugger mit einem großen Blumenstrauß in der Wandelhalle stehen, und dann stellte ich ab.

Der Defekt an der Geschirrwaschmaschine war inzwischen auch behoben, an der Heizung war ein falscher Kontakt gewesen, und Lukas und ich schauten zusammen durch das Fenster zu, wie der Monteur mit seinem blauen Volvo davonfuhr.

An der Demonstration

Heute habe ich an einer Demonstration gegen das geplante Atomkraftwerk in Kaiseraugst teilgenommen.

Lukas, der Kaiseraugst als Kaiserangst aussprach, rief mir nach: »E Grueß!«

Aus Gründen der Stilreinheit fuhr ich mit dem Zug, obwohl die Verbindungen sehr schlecht waren.

In Brugg, wo ich umsteigen mußte, fielen mir zwei Männer auf, die auch warteten, einer mit Baskenmütze, der andere mit Bart, ferner einige langhaarige Burschen in Reportermänteln. Auf der anderen Seite des Geleises wartete eine größere Trachtengruppe auf den Zug nach Zürich, wo an diesem Sonntag ein Trachtenfest stattfand.

Nach einer halben Stunde fährt der Bummelzug Richtung Basel ein, ich habe – ein kleiner Stilbruch – 1. Klasse gelöst, im Gegensatz zu den andern Wartenden, und steige ins einzige Nichtraucherabteil, in dem schon ein Mann sitzt, mit uneinsichtigem Gesicht, der dauernd Kambly-Biscuits verzehrt, und zwar auf eine Art, die mich beinahe zum Wechsel ins Rau-

cherabteil bewegt. Auf der Fahrt erwäge ich die Schaffung von Esser- und Nichtesserabteilen und überlege mir auch, weshalb die Natur die Hagebutten mit derart scharfen Dornen verteidigt. Die Dokumentation der Atomkraftwerkgegner habe ich bis Brugg gelesen, im großen und ganzen bin ich mit ihnen einverstanden, bin aber zugleich von der weltweiten Unausweichlichkeit des Wahnsinns überzeugt, zu der auch die Unmöglichkeit eines Rüstungsabbaus gehört. Daraus leite ich übrigens die Notwendigkeit ab, gegen den Wahnsinn und für den Rüstungsabbau zu demonstrieren, aber das ist meine Sache.

Es ist sonnig, in Frick stehen zwei gelbe Postautos, vor denen niemand wartet, die Chauffeure sitzen auf einem Mäuerchen und unterhalten sich. Für Bummelzüge würde ich durchs Feuer gehen. Ab Möhlin höre ich im benachbarten Abteil den mir von meinen Großeltern her vertrauten Fricktaler Dialekt, i glaub it, sagt jemand, das heißt: Ich glaube nicht.

Immer mehr junge Leute steigen unterwegs ein, nur die erste Klasse bleibt leer, bis auf mich und den Herrn, der inzwischen die Biscuitschachtel ausgegessen und in den Abfallbehälter gemurkst hat.

Endlich sind wir in Kaiseraugst, die Passagiere

ergießen sich auf das Bahnhofsareal, die Baskenmütze und der Bart sind wieder zu sehen, und zu meinem Erstaunen steigt auch der Herr mit den Biscuits im Bauch aus und macht sich auf den Weg zum Gelände.

Die Demonstration spielt sich auf dem Boden ab, auf dem das Atomkraftwerk gebaut werden soll, mitten drin ragt ein Gerüstturm schlank und stahlgrau in die Höhe, man hält ihn sofort für das Profil des Kühlturms, es ist aber, wie mir später ein Einheimischer sagt, ein meteorologischer Turm, unten ist er eingehagt, der Zaun umschließt auch ein Wärterhäuschen mit einem Gärtchen, in dem Begonien blühen. Der Kühlturm würde beträchtlich höher.

Auf dem Gelände sind Bänke und Tische volkstümlich angeordnet, zuvorderst ist eine mit Plastik gedeckte Bühne, auf welcher die Referenten und Votanten sich ablösen. Weiter hinten befinden sich die Stände mit Informationsmaterial, nur solche der Gegner natürlich, am meisten Interesse findet ein Stand, an dem ein Physiker erklärt, was Radioaktivität ist, sowie ein Stand, an dem man gratis heiße Milch und Ovomaltine haben kann.

Unter den Anwesenden gibt es viele, deren Gesicht der unter der Baskenmütze gleichen, Leute mit intensivem Blick, die zur Hohlwan-

gigkeit neigen. Sehr viele Junge unter zwanzig Jahren, die so aussehen wie Junge unter zwanzig aussehen, dann auch die reinen Ablehnungsgesichter, für die Technik und Fremdenhaß irgendwie dasselbe sind. Ganz vorn an der Tribüne stehen drei Bauern, mit schwarzen Zipfelmützen und skeptischem Blick. Viele aparte Frauen um die vierzig herum fallen mir auch auf.

Kurz nach der ersten Ansprache, in der der Karikaturist Jürgen von Tomei das Atomkraftwerk als Karikatur bezeichnet, prüft ein gewaltiger Gewitterregen die Versammlung auf ihre Standfestigkeit. Alle haben irgendeine Bedeckung mitgebracht, nur ich nicht, ich verdrücke mich zur Rednertribüne und überlebe trocken.

Die Leute, welche die Veranstaltung organisieren, erkenne ich nach einer Weile daran, daß sie alle Gummistiefel tragen. Einer der Redner, der ein Grußwort einer befreundeten Organisation überbringt, muß nachher sofort abreisen zu einer weiteren Geländebesetzung im elsässischen Marckolsheim. Die meisten Redner überbringen gewaltlose, aber entschlossene Grußworte. Eindrücklich ist Ossip K. Flechtheim, ein kleiner, höchst normal aussehender Herr, der das Allgemeine so zu formulieren versteht, daß

man überzeugt ist, etwas Konkretes gehört zu haben. Herr Molinari, Gemeindepräsident von Rheinfelden, legt dar, warum das Atomkraftwerk für Rheinfelden unzumutbar ist, und von Trudy Gersters Rede bekomme ich nur den Schlußappell an die Wissenschaft mit, da ich rasch eine Cervelat essen mußte.

Viele Eltern haben ihre Kinder mitgebracht, zwischen zwei Ansprachen werden Agnes und ihr Brüderlein über den Lautsprecher ausgerufen, bzw. deren Eltern darauf aufmerksam gemacht, daß die beiden beim Kasperlitheater warten. Eine Malwand lädt die Kinder ein, zum Thema Atomkraftwerk oder Umweltschutz zu malen, am besten gefällt mir ein Totenkopf mit einer Zigarette, neben welchem steht: Rauchen ist Dein Tod. Zwischen den Bänken geht ein hochgeschossener Vegetarier durch und bietet aus einem großen Korb Radieschen und rohe Rüben an, später sehe ich ihn beim Verteilen einer Schrift mit dem Titel »Volksaufklärung über Gesundheitsschäden durch erhitzte und vergiftete Nahrung«, wobei mit Erhitzen einfach Kochen gemeint ist.

Die Abfolge der Reden wird durch musikalische Darbietungen unterbrochen. Ernst Born, ein junger Basler Liedermacher (es gibt eigentlich nur junge Liedermacher) hat das Pech, dass

ihm während des Vortrags seines ersten Liedes das Mikrofon ausfällt, am Schluß fragt er, ob mans verstanden habe, alle rufen »nein!«, er fragt, ob ers nochmals singen solle, nun rufen einige »ja!«, andere aber hörbar »nein!«, worauf er es nochmals singt und dann vom Veranstaltungsleiter erfährt, daß das gleichzeitig sein letztes Lied gewesen sei.

Gegen Ende der Demonstration, mitten in einem zweiten Regenguß, komme ich selbst dran. Ich richte zuerst den Gruß meines Sohnes aus, ziehe dann eine Gasmaskenbrille und ein Paar Eishockeyhandschuhe an und singe mein Sprechlied vom Weltuntergang, das ich auf einem bereitgestellten Ölfäß begleite. Wie ich zu Ende bin, bin ich erleichtert, daß ich nicht drausgefallen bin und kann mir nun in Ruhe die zwei letzten Voten anhören, von denen ich nichts mehr weiß. Es ist überhaupt nicht üblich, das ist mir zusätzlich aufgefallen, daß die verschiedenen Votanten einander auch selbst zuhören, wenn einer fertig ist, tuschelt er meist noch eine Weile irgendetwas mit dem Leiter oder einer dastehenden Person.

Eine Resolution wird gefaßt, einstimmig, eine Gegenmeinung hätte hier auch bedeutend mehr Mut gebraucht als das Vortragen von etwas Passendem. Es schließt sich eine Publikums-

diskussion an, in der sich mehrere Leute mit ähnlichen Beiträgen melden und in der vergeblich nach einem Herrn Fischer Ausschau gehalten wird, der die Interessen der Motor Columbus, Bauherrin dieses Kraftwerks, verträte. Ein wirrer Typ hält mir eine Zeichnung vor die Augen, auf der die Erde mit einer Kartoffel verglichen wird, woraus dann über magnetische Umwege die Notwendigkeit von geothermischen Kraftwerken hervorgeht. Er sei wegen dieser Theorien von der Universität geflogen und verkaufe nun diese Zeichnung für zwei, drei Franken, weil er ziemlich pleite sei. Ich kaufe ihm eine ab, verabschiede mich von den Veranstaltern und fahre mit Bekannten, die ich getroffen habe, nach Rheinfelden auf den Bahnhof.

Während der Heimfahrt sehe ich aus den Häusern schon überall das blaue Fernsehlicht leuchten.

Auf dem Schlachtfeld

*»Dieser Krieg ist aus einem schrecklichen
Mangel an Phantasie entstanden.«*

Franz Kafka über den 1. Weltkrieg

Vor fünfzig Jahren stand auf den Hügeln nördlich von Verdun kein Baum mehr. Auf Luftaufnahmen sieht man eine vollkommen bloße, sandartige Kraterlandschaft, die von Rissen durchzogen ist. Die Krater sind Geschoßeinschläge, die Risse sind Schützengräben.

Heute gedeiht hier eine seltsam reiche Vegetation. Aus den Geschoßtrichtern sind algenüberzogene Sumpftümpel geworden, mit knarrenden Fröschen, mit Schilf, Schachtelhalmen und Kanonenputzern. Hart daneben gibt es Föhren (sonst ein Zeichen für trockenen Boden) und ein rücksichtsloses Gedränge von Laub- und Nadelbäumen, teils im Efeu erstikend, teils von Nielen umklammert, aus dem ein Mischklang von Vogelrufen steigt, so dicht und üppig, als werde hier noch Leben nachgeholt. Dazwischen sprießen gekrümmte Eisenstücke aus der Erde, die man zunächst für Wurzeln hält, man merkt erst beim Darüberstolpern, bei diesem böartigen Zurückschnellen,

daß das kein Holz sein kann. Von den paar Straßen und Fußwegen, die die entscheidenden Punkte des einstigen Schlachtgeländes miteinander verbinden, getraut man sich nicht ab, denn noch sind weite Teile dieses Bodens scharf geladen.

Der Verbrauch an Eisen muß enorm gewesen sein. Bei einer Befestigungsanlage hat man noch eine Bombe im Boden stecken gelassen, mit dem Schwanz in der Höhe. Wie ich näherkomme, höre ich verzweifelt Vogelpiepsen und sehe schließlich, daß durch den Spalt zwischen Geschoßmantel und -schwanz zwei Meisen geschlüpft sind, die nun im Innern der Bombe sitzen und nicht mehr hinauskönnen. Ich sehe auch keine Rettungsmöglichkeit und lasse sie in ihrer Todesfalle zurück. Nicht jeder Vogel, der in Verdun stirbt, hat das Glück, dies auf eine so wirkungsvolle Art hinter sich zu bringen wie jene Brieftaube, die mit der letzten Nachricht aus dem von den Deutschen eingeschlossenen Fort Vaux durch Wolken von Giftgas in ihren Bestimmungsschlag flog und kurz danach verendete. Die Taube erhielt ein Staatsbegräbnis, obwohl ihre Nachricht an der Kapitulation des Forts nichts mehr geändert hatte. Solche Tiergeschichten inmitten der Schlachtereignisse wirken irgendwie beruhi-

gend, weil sie die Unmäßigkeit dessen, was geschehen ist, auf ein Maß verkleinern, das auch in die allergeringste Vorstellungskraft noch hineinpaßt.

Viele Soldaten müssen in den Kratern versunken sein. Einer, so liest man im Museum, sei in einen frisch entstandenen Trichter voll Dreck und Schlamm gerutscht, habe um Hilfe gerufen, ein Kamerad habe ihm darauf zweimal das Gewehr hingehalten, sei aber, als sich der andere nicht gleich daran hochziehen konnte, weitergegangen und habe ihn im Matsch ersticken lassen.

Genau genommen ist das Wort »Soldat« nichts anderes als eine Beschönigung. Es erhebt den Anschein, die damit Bezeichneten seien ja dafür da, daß sie töten und getötet werden, darum gilt es auch als weniger schlimm, wenn Soldaten ums Leben kommen, als wenn es sogenannte Zivilisten trifft. Der Kanonier so und so, heißt es, oder der Artillerist, oder der Mitrailleur, aber wahrscheinlich waren die meisten einfach junge Leute, die ratlos vor Schrecken aus irgendeinem Graben herausgefeuert haben.

Ein amerikanischer Kriegropsychologe nimmt auf Grund seiner Studien in Korea an, daß im Gefecht etwa 75% aller Soldaten durch die Angst nahezu gelähmt werden und nicht im-

Stände sind, einen gezielten Schuß abzugeben oder eines der Manöver auszuführen, das sie ihrer Ausbildung nach beherrschen sollten. Die wenigen, die das dann können, sind wohl auch die, die am Ende überleben, die Phantasielosen und die Freiwilligen. Der erste Franzose, der bei der Wiedereroberung das Fort Douaumont betrat, war ein neunzehnjähriger Freiwilliger, der tatsächlich Dumont hieß, Paul Dumont. »On y va?« habe er zu seinen Kameraden gesagt, bevor er hineingesprungen sei. Der deutsche Besatzungschef muß darauf »Kommandantur!« geschrien haben, worauf Dumont, der wußte, was sich gehört, nicht schoß, sondern ihn und seine Adjutanten gefangen nahm. Die Vorarbeit für Dumont, die Säuberung der letzten Schützengräben, erledigten übrigens senegalesische und sambesische Truppen, also Afrikaner, die auf Seiten der Franzosen kämpften, oder kämpfen mußten.

Auch wenn man nur als Bäcker eines Forts beim Kneten eines Teigs getroffen wurde, das Schlachtfeld war ein Feld der Ehre, un champ d'honneur, noch heute wird es als geweiht betrachtet, und laut deutschem Text ist verboten: ESSEN – FREIEN – CAMPING – MUSIK – SPIELE.

Zwei Väter haben ihren Söhnen Grabkreuze er-

richtet, genau dort, wo sie gestorben waren, zwei unfreiwillige Einundzwanzigjährige. Tausende von Umgekommenen sind auf dem Soldatenfriedhof begraben, dessen strenge Ordnung sich in den Parkplätzen der anschließenden Gedenkstätte fortsetzt.

Verdun selbst, die Stadt Verdun wurde von den angreifenden Deutschen nicht eingenommen, hingegen wurden einige Dörfer im Kampfgebiet so gründlich zerstört, daß man sie nicht wieder aufgebaut hat. Eine normale Ortstafel an der Straße kündigt an:

FLEURY

devant DOUAUMONT

Dort, wo aber das Dorf stehen sollte, steht nur eine zweite Tafel mit der Aufschrift

ICI ETAIT

FLEURY

Hier war Fleury. Etwas weiter im Wald steht ein Denkmal, das die ausgelöschte Gemeinde Fleury denjenigen Söhnen des Dorfes gewidmet hat, die in dieser Schlacht ums Leben kamen, 8 Namen stehen darauf. 8 Männer waren also nicht von irgendwoher zu irgendwelchen Schützengräben gebracht worden, sondern hatten in den Wäldern gekämpft, in denen sie als Knaben gespielt hatten, hatten die Häuser verteidigt, in denen sie aufgewachsen waren,

für 8 Männer war es nicht ein Kampf um einen Begriff, sondern ein Kampf um einen Ort.

700 000 Menschen sollen insgesamt bei Verdun getötet worden sein. Etwas wie Trauer beschleicht einen, wenn man sagen soll, wie man das hätte vermeiden können. Oder soll man etwa sagen, damit diese 700 000 Menschen hätten am Leben bleiben können, hätten eben 700 000 Menschen den Dienst verweigern müssen? Das wäre eine einfache Mathematik, nur weiß man eben, daß das Leben keine Mathematik ist, und man weiß, daß es nicht möglich ist, daß alle den Dienst verweigern, alle 700 000, das wäre eine Ungeheuerlichkeit, das wäre einfach zuviel verlangt von den Leuten. Daß sie sich allerdings nachher in einem menschenunwürdigen Wirrwarr von Morast, Geschossen und Gas umbringen und umbringen lassen, sich gegenseitig zerstören und entstellen, das kann man eigenartigerweise wieder verlangen von den Leuten. Doch, das schon.

Beim Essen und unmittelbar danach

Im Salmen hat es noch Platz, am Fenster, neben zwei Männern, die über Warenhäuser reden. Die EPA hat gute Ware, sagt der eine. Ich nehme eine Einlaufsuppe und einen Teller Geschnetzeltes mit Nudeln.

Der Mann geht, und es kommen zwei ältere Frauen, die einen Oberländer Dialekt reden, sie sagen chöife und ghaben. Der andere Mann spricht nun plötzlich auch Oberländer Dialekt.

In der Zeitung lese ich, daß ein Gletscher auf ein Walliser Dorf zu stürzen droht.

Schitzschtrimpf nützen ihr nichts, sagt die ältere der beiden Frauen.

Eine dritte Frau kommt dazu, will sich aber nicht an denselben Tisch setzen.

Ich zahle und gehe zur nächsten Post. Eine Dame gibt umständlich zwei Briefe auf, eingeschrieben, expreß und erst noch ins Ausland. Vor mir wartet ein Italiener, er will eine Karte aufgeben, auf welcher in einem Herz ein junges Paar abgebildet ist. Er dreht die Karte hin und her, und ich sehe, daß sie nach Magenta geht und daß er auf die Rückseite geschrieben hat: Ti

amo tanto e ti bacio. Tuo Luciano. Jetzt dreht sich der Italiener um, und ich schaue rasch woanders hin, auf den Rücken der Dame, aber er hat gemerkt, daß ich die Karte gelesen habe.

Ich gebe einen Brief nach Amerika auf, den ich an eine Frau geschrieben habe, die ein Postfach hat.

Dann gehe ich in mein Hotel zurück, will aber unterwegs noch einen Kaffee trinken.

Ich sehe eine Aufschrift, *café oasis*, und trete ein, ein enger, dunkler Schlauch, in dem nur ganz junge Leute sitzen. Ich lasse mich an einem runden Tisch nieder, frage, ob hier frei sei, und ein Mädchen sagt *yeah*. Ich bestelle einen Espresso und bezahle ihn gleich, das Mädchen hat zu lesen begonnen, daneben sitzt ein Paar, das sich unablässig in die Augen schaut. Eine laute Rockmusik geht los, einer, der das Mädchen kennt, setzt sich auch an den Tisch, da sagt das Mädchen, nicht zu ihm, sondern zu dem von dem Paar, *embrasse-moi*, beugt sich über den ganzen Tisch und küßt den Burschen, während sich dessen Freundin weit zurücklehnt.

Zwei Hereinkommende suchen einen Platz, ich stehe auf und überlasse ihnen meinen.

Auf dem Heimweg fällt mir noch ein Mann mit einer ganz dicken Backe auf, aber als ich an ihm

vorbeigehe, ist die Backe wieder normal.
Wahrscheinlich hat er also nur mit der Zunge
nach irgendeinem Fleischrest gesucht.

In vollen Zügen

In vollen Zügen kann ich nie etwas genießen. Ich sitze dann eingepreßt zwischen den auch eingepreßten Nachbarn und leide weniger darunter, daß ich mich nicht rühren kann, als daß ich mich nicht rühren könnte, wenn ich mich rühren wollte.

In der Luft

Ich weiß, daß es das Fahrwerk ist, das eingezogen wird, wenn es unter meinem Sitz knirscht und zittert, aber trotzdem habe ich dieses Knirschen und Zittern nicht gern.

Ich weiß, daß das Leiserwerden der Triebwerke keinen Ausfall der Triebwerke bedeutet, sondern nur ein Leiserwerden, aber trotzdem habe ich dieses Leiserwerden nicht gern.

Ich weiß, daß es eine Turbulenz ist, wenn das Flugzeug zu wackeln beginnt, aber trotzdem habe ich nicht gern, wenn das Flugzeug wackelt.

Wenn es im Lautsprecher klingelt, weiß ich, daß jetzt dann die Stewardess sagt, man solle sich anschnallen, aber trotzdem habe ich dieses Klingeln nicht gern.

Ich weiß, daß sich der Pilot auch orientieren kann, wenn er durch die dicksten Wolken fliegt, aber trotzdem habe ich nicht gern, wenn er durch die dicksten Wolken fliegt.

Ich weiß, daß fliegen möglich ist, aber trotzdem glaube ich es nicht, wenn ich oben bin.

Unter dem Boden

Unter dem Boden hat es auch Leute.

Sie arbeiten mit Helmen und mit Stirnlampen, welche auf diesen Helmen befestigt sind. Ihre Arbeit besteht zum Beispiel darin, einen Tunnel zu betonieren, vielleicht nur provisorisch zu betonieren, das heißt den Boden mit einem Ausgleichsbeton zu bedecken, damit man schon zu den weiter hinten gelegenen Stellen des Tunnels fahren kann, die Wände und die Wölbung dagegen mit Spritzbeton, den man auch Gunit nennt, von englisch gun, weil man mit ihm richtiggehend auf die Wände schießt, damit nachher nichts mehr auf die Leute herunterfällt, welche sich zu den weiter hinten gelegenen Stellen des Tunnels begeben oder sich gerade an jener Stelle aufhalten, welche nun mit diesem Gunit gesichert ist.

Da man aber nicht weiß, ob die Felsmassen wirklich an ihrem Platz bleiben, gibt es unter dem Boden auch Leute, welche etwas ins Gestein treiben, das sie Nägel nennen, das sind etwa zwei bis drei Meter lange Eisenstangen, die vorne mit einem sich spreizenden Element versehen sind, welches man allerdings erst

spreizt, wenn es im Fels steckt, auf diese Art hofft man ihn beieinander zu halten.

Andere Leute sind damit beschäftigt, das Atmen im Tunnel möglich zu machen, sitzen an der Überwachung der Ventilationsanlage, welche durch 300 oder 500 Meter hohe Schächte, die wieder andere Leute zuvor gebohrt und ausbetoniert haben, Luft zu den Leuten bringt, Luft, die durch gewaltige weiche Rohre von den Schächten in den Tunnel geleitet wird, bis ganz nach hinten, aber auch zu den Leuten, welche an der Fertigung der endgültigen Ventilation arbeiten, schräg sich erweiternde Löcher an der Tunneldecke bauend, mit Kreissägen und Hobelbänken an Verschalungsteilen werkend, durch ein Gewirr von Armierungsstangen von einem Ende des Gerüsts zum andern gehend, um einen Bestandteil zu holen, der gerade zum Armieren, Verschalen, Hobeln, Sägen oder Löcherbauen gebraucht wird.

Andere dieser Stirnlampenleute wiederum knien mit schlecht sichtbaren Werkzeugen an Entwässerungsgräben, die sich neben der zukünftigen Tunnelstraße hinziehen, das heißt, sie ziehen sich eben nicht von selbst hin, sondern werden durch Stirnlampenleute in einen Zustand gebracht, der es dann zu sagen erlaubt, sie zögen sich hin. Leute, die wissen, wovon sie

sprechen, wenn sie Rigole sagen, sagen diesen Entwässerungsgräben Rigolen.

Unter dem Boden wird vor allem daran gearbeitet, daß man später einmal nicht mehr merkt, daß man unter dem Boden ist. Deshalb müssen Leute Kunststofffolien an die Wände kleben, die nachher von andern Leuten wieder zubetoniert oder noch mit Stahlblech abgedeckt werden müssen, damit der Berg an der Stelle, wo man ihn verletzt, nicht schwitzen kann. Der Bergschweiß ist das Wasser, das durch die Rigolen fließt, vermischt wohl auch mit Piß und Schiß der Tunnelleute, die dort unten keine Toiletten haben.

Baggerführer gibt es auch, drei-, vier-, fünfhundert, tausend, tausendfünfhundert Meter unter dem Boden, die den ausgehobenen und abgesprengten Schutt auf Kippwagen laden, welche schon halbe Reptilien sind, in ihrer Länge und Langsamkeit, mit ihren trüben gelben Augen. Manche Fahrer haben sich ein Tuch vor Mund und Nase gebunden, um sich gegen den Staub zu schützen, andere rauchen während des Fahrens eine Zigarette.

Unter dem Boden hängen dünne, rote Strahlen, von Laser-Maschinen abgesondert, in der Luft, sie gehen wie Beetschnüre von einem Punkt des Tunnels zum nächsten, es gibt auch Leute, sel-

tener kommende allerdings, mit Manchesterhosen in den Stiefeln, die ihre Meßinstrumente mit diesen Strahlen vergleichen und das, was sie verglichen haben, auf ihre Pläne eintragen.

Unter dem Boden gibt es Leute, die nirgendwo anders als unter dem Boden arbeiten wollen, lombardische Mineure, doch ihre große Zeit ist irgendwie vorbei, ihr Metier gilt noch etwas im Sicherheitsstollen oder in den Quergängen zum Sicherheitsstollen, wo man sozusagen von Hand bohren muß, aber die große Arbeit, dort, wo es dem Berg ans Lebendige geht, an der Stelle, die fast zärtlich Brust genannt wird, die macht ein riesenreifiges Unding, das mit vier Bohrrarmen zuhinterst im Tunnel auf der Lauer liegt, das zuerst den Sprengmeister mit einem pfeifenden Geräusch auf einer beweglichen Kanzel zum Fels vorschiebt, damit er ihn mit roten Tupfen markieren kann, brandmarken kann, denn gleich darauf treibt das Unding seine Eisen unerbittlich in diese Male hinein, mit einem Brüllen, das einem die Hände an die Ohren drückt und das durch die ganze Tunnelröhre zurückgeschlezt wird, so daß man weiter vorn nicht weiß, wer hinten brüllt, das Unding oder der Berg.

Leute, Stirnlampenleute, füllen dann die Bohrlöcher mit Sprengstoff, und einer zündet ihn,

mit, wie ich annehme, königlichem Gefühl. Unter dem Boden, das muß noch gesagt werden, unter dem Boden sind Leute immer Männer, es gibt sogar Mineure, die einen Stollen nicht mehr betreten, wenn einmal eine Frau drin war – hier gibt es nur eine Frau, und das ist der Berg.

Dann gibt es unter dem Boden auch Leute, Männer also, die mit einem Lastwagen nach hinten fahren, über den Ausgleichsbeton, ein Wort, das wir jetzt brauchen können, im Linksverkehr vorbei an allen Kippern und Baggern, vorbei an den irrlichtartigen Stirnlampen, immer unter der roten Lichtbündelschnur nach hinten, die aber auch dort weiterfahren, wo der Belag aufhört, wo nur noch schlammiger Dreck am Boden liegt und große, sickernde Tümpel, wo der Tunnel plötzlich zur Kalotte wird, die nur noch halb so hoch ist und wo sich noch keine Abzugsgräben den Wänden entlang ziehen, keine Rigolen, um uns auch von diesem Ausdruck zu verabschieden, so weit nach hinten, daß man sich immer mehr vorne fühlt, bis zu den Männern, die für etwa 15 Franken in der Stunde zusammen mit dem Uding auf den Fels losgehen, so weit nach hinten fahren sie, denn jemand muß doch diesen Leuten, welche während einer ganzen Schicht den brandigen Ge-

ruch des Naßbohrens einatmen, sich den Schuttstaub aus den Augen wischen und sich trotz Gehörschutz dem Gebrüll des Undings nicht entziehen können, jemand muß doch diesen Leuten einmal heißen Tee bringen, oder?

In Amerika I

In Amerika geht es immer noch hart zu. Findet doch da einer (der im Vietnam-Krieg Gefangener war, aber fliehen konnte und auf der Flucht sogar selbst Gefangene machte), als er mit seinen geheuerten Mexikanern auf sein Melonengrundstück kommt, bereits andere Mexikaner an der Arbeit, die ihm einer unterjubeln will. Dieser falsche Arbeitgeber bedroht ihn mit seinem Gewehr, worauf er (der im Vietnam-Krieg Gefangener war, aber fliehen konnte und auf der Flucht sogar selbst Gefangene machte) ihn mit einem Faustschlag zu Boden legt und samt seinen Arbeitern verschwinden heißt.

Wenig später, als die richtige Melonenernte mit den richtigen Melonenpflückern voll im Gang ist, wird er (der im Vietnam-Krieg Gefangener war, aber fliehen konnte und auf der Flucht sogar selbst Gefangene machte) verhaftet wegen Körperverletzung, worunter eben dieser Faustschlag zu verstehen war.

Der Zufall will es, daß er, nachdem er inständig und sehr vernünftig darum gebeten hat, für die Dauer der Melonenernte frei bleiben zu können

und die Sache nachher erledigen zu dürfen, was ihm aber wegen einer Vorstrafe, die er in Kalifornien abgesessen hatte, auch wegen Körperverletzung übrigens, verweigert wird, daß er also bei der Überführung ins nächstgrößere Gefängnis mit einem Berufskiller zusammen in den Polizei-Bus kommt, der aus eben diesem Bus durch seine Bandenkollegen befreit werden soll. Der Befreiungsversuch läuft auf eine unübersichtliche Schießerei mit mehreren Toten und Verwundeten hinaus, die damit endet, daß er (der im Vietnam-Krieg Gefangener war, aber fliehen konnte und auf der Flucht sogar selbst Gefangene machte), nennen wir ihn der Einfachheit halber Charles, dem Berufskiller die Schlüssel zu den Handschellen geben könnte, die ein schwerverletzter Polizist bei sich hat, sie aber nicht herausgibt, sondern den Polizisten von den andern Gefangenen hinausschaffen läßt, nicht ohne vorher dessen Handschellenschlüssel an sich genommen zu haben, sich dann ans Steuer des Busses setzt und mitten durch die Schießerei davonfährt, wobei es ihm erstaunlicherweise gelingt, die Verwirrung der Verfolger ausnützend, gänzlich zu fliehen, allerdings immer noch mit dem Berufskiller an seiner Seite.

Nun versucht er (der im-), nun versucht Char-

les telefonisch, seine Freilassung gegen die Rückgabe des Berufskillers einzuhandeln, weil er um jeden Preis seine Melonenernte zu Ende bringen will, die Freilassung wird ihm zugesichert, gleichzeitig aber läßt er sich, und da will er zuviel, auf einen Handel mit dem Berufskiller ein, der sich seinerseits - er ist immer noch in den Handschellen, zu denen Charles die Schlüssel hat - seine Freilassung von Charles erkaufen will. Das ganze mißlingt insofern, als Charles wohl auf der Polizei ankommt, doch ohne den Berufskiller, dem er unterwegs nur mit knapper Not entronnen ist.

Der Berufskiller ist nun dermaßen erbost auf Charles, daß er ihn umbringen will, weil, und das passiert ihm scheinbar zum erstenmal in seinem Leben, weil er ihn umbringen will, und nicht, weil er dafür ein Honorar kriegt, etwa so, wie ein Bäcker auch einmal für sich selbst ein Brot bäckt. Er veranlaßt den falschen Arbeitgeber, seine Klage zurückzuziehen, womit Charles wieder frei ist, aber ungemütlich frei, nämlich zum Abschluß für den Berufskiller. Der zieht nun in trüber Gesellschaft auf, nistet sich in der Nähe in einem Blockhaus ein und versucht, an Charles, der jetzt von der Polizei bewacht wird, weil sie schon ahnt, was der Berufskiller im Sinn hat, heranzukommen.

Der erste Schlag ist, daß dieser die ganze Melonenernte, die Charles inzwischen mit Hilfe einer zupackigen Mexikanerin einbringen konnte, vernichtet, indem er und seine Kumpanen mit Maschinenpistolen im Lagerhaus herumfeuern. Sie haben es auch bald soweit, daß niemand mehr für ihn arbeiten will, der einzige, der es noch tut, dem werden beide Beine gebrochen.

Gleichentags wird das Haus von Charles umzingelt, und am Morgen glückt es ihm, es ist fast unglaublich, mit Hilfe seiner Mexikanerin in einem Kleinlastwagen zu fliehen, es beginnt nun eine Verfolgungsjagd, die Mexikanerin fährt, und Charles schießt von der Ladebrücke herunter den ersten ihm nachstellenden Wagen fahruntüchtig, dann setzt er sich ans Steuer und kann, da er das Gelände kennt, so manövrieren, daß er plötzlich hinter dem zweiten Wagen auftaucht und ihn in einen Abgrund schubsen kann. Den dritten Wagen, in dem der Berufskiller, sein Hauptkomplize und der falsche, übrigens sehr feige Arbeitgeber sitzen, kann Charles beinahe kaputtschießen, die drei entkommen in ihr gemietetes Blockhaus, wo es aber dem erstaunlichen Charles, nennen wir ihn der Einfachheit halber Bronson, gelingt, die beiden Gangster zu liquidieren und den fal-

sehen Arbeitgeber der Polizei, die unmittelbar danach eintrifft, zu übergeben, indem er ihm noch in der Sprache Amerikas zuruft: »He, Kumpel, du hast doch den falschen Beruf erwischt!«

In Amerika II

Männer mit Papiersäcken gehen über die Straße.

Ein älterer Mann aus Kalifornien erzählt von seinem Hund, der 16 Jahre alt wurde. Seit er gestorben ist, kann er keinen neuen mehr kaufen, ein Hund ist ein richtiger Freund, sagt er.

Auf einem Zeltplatz merken zwei Picknicker, daß sie beide in Vietnam waren, Etappenleute, der eine bei der Luftwaffe, der andere bei der Marine. Beide fanden, dort unten hätten sie nichts verloren. Ein anderer hat sich freiwillig zum Krieg gemeldet, ein junger blonder Student mit einem Zwirbelschnauz, den ich als Autostopper mitgenommen habe. Auf die Frage, was ihn dazu bewogen habe, zuckt er die Achseln und sagt, it's a good life. Tatsächlich ist er auch heil wieder zurückgekommen, diesen Leuten passiert nie etwas.

In Utah weisen alle mit Nachdruck darauf hin, wie glücklich sie sind. Trotz der Hitze wirkt jedermann freundlich und fleißig, der ganze Wüstenstaat ist bewässert. Im Museum der Mormonen kann man die Pistolen ihres ersten Pro-

pheten, Joseph Smith, besichtigen. In Utah muß ich auch das Nummernschild meines Autos wechseln; später, am Ontario-See, bei Nebel und Regen, stützt sich ein Tankwart mit dem Fuß auf die Stoßstange und fragt melodisch: »From Salt Lake City?«

In Nevada ist nichts bewässert, hier gründet sich der Wohlstand auf Spielbanken und atomare Versuchsgelände. In Las Vegas sitzen dürre Frauen vor den Spielautomaten und warten, bis sich ihr Becher mit Münzen füllt. Wenn der Automat seinen ganzen Inhalt hergibt, ertönt ein schrilles Klingeln. Die Spielhallen sind so groß, daß es fast dauernd irgendwo klingelt, so daß alle die Hoffnung haben, bei ihnen klinge es jetzt dann auch bald.

Im Radio erhält jeder Sendezeit, der sie bezahlt, so kommt es, daß eine Corn-Flakes-Firma Gottesdienstübertragungen offeriert. Männerchöre singen »Back to the Bible!«. In Page, einer kleinen Stadt, die vor 15 Jahren anlässlich eines Staudammbaus gegründet wurde, zähle ich neun Kirchen.

Wer nach Kalifornien fährt, muß durch eine Fruchtkontrolle.

Auf den Ortstafeln steht immer auch die Bevölkerungszahl, abgekürzt mit Pop, aus Population. Eine habe ich gesehen, auf der stand

Kyburz
Pop 9

Die müssen irgendeinmal aus dem Aargau gekommen sein. In Amerika sind alle irgendeinmal von irgendwoher gekommen.

Die letzten Amerikaner sind aus Kambodscha zurück, ein Soldat sagt in einem Zeitungsinterview, I don't know, was it worth it?

Frau Nixon umarmt peruanische Erdbebenkinder, die Frau von Edward Kennedy befürchtet in einem Interview, daß ihr Mann auch erschossen wird und glaubt ihm alles. Im Fernsehen sagt ein Bauchredner, Leute, die lange im Gefängnis gewesen seien, könnten häufig auch sprechen, ohne die Lippen zu bewegen. Die Selbstmordrate unter Indianern ist zehnmal höher als unter der übrigen Bevölkerung. Indianer sind wahrscheinlich gar keine Amerikaner.

Auf dem Broadway von San Francisco stehen Animatoren vor den Striplokalen, two girls making love on a giant pillow! schreit einer. Zwei junge Inder fragen, making love with a pillow? und gehen grinsend weiter.

Für San Francisco muß man Frisco sagen, oder auch San Fran, wenn man seine Vertrautheit mit den Verhältnissen betonen will, Für Los Angeles sagt jeder zweite L. A., es tönt wie ein

Ausruf, ahoi, oder ähnlich, und einmal, als ich einen Wagen mieten wollte, um nach Philadelphia zu fahren, rief die Angestellte nach hinten, a car to Philly!

Aber im Westen ist es schön. Den Straßenrändern entlang weiden die Steaks, und auf den Kühllastwagen heißt es THERMOKING.

In Amerika III

Es ist zwei Uhr morgens.

Eine Gaslampe, auf die es regnet, raucht.

Ein Motorflugzeug ist tief über der Stadt zu hören.

Ein Straßenschild ist zu sehen: Garfield Street N.W. Garfield ist ein amerikanischer Präsident, der ermordet wurde. N.W. bezeichnet den Stadtteil, man wohnt hier im Nordwesten der Stadt. Auch in den Nachrichten wird diese Einteilung benutzt, der Sprecher sagt nicht, in Washington wurde letzte Nacht jemand erschossen, sondern, a North-West-man was shot last night.

Ein größeres Schild hat die Aufschrift

STREET

ENDS

—

NO

OUTLET

Es wird von einer Straßenlaterne beleuchtet, die ein grelles Licht verbreitet. Vor einem Jahr wurde beim Briefkasten in der Nähe ein Mädchen vergewaltigt, kurz danach wurde die Lampe verstärkt.

Irgendwo in der Stadt hört man die Sirene eines Polizeiautos, es ist ein sehr hoher, rasch schwingender Ton.

Vor zwei Tagen, noch in Boston, als ich spät abends in einem Imbißlokal saß, kam ein Polizist herein und sagte zum Imbißlokalhalter, indem er sich setzte, another guy shot at Austin Street, etwa so, wie ein Polizist bei uns sagt, scho wider es Töffli gklaubet.

Auf der Fahrt nach Washington, in einem gemieteten Auto, wurde ich kurz vor Baltimore so müde, daß ich dort übernachten wollte, ich fand zunächst kein Hotel, fuhr kreuz und quer in der Stadt herum, ohne mich orientieren zu können und hielt sofort an, als ich endlich eine Aufschrift HOTEL sah, ging hinein, fragte nach einem Zimmer und merkte dann, daß es ein Negerhotel in einem Negerviertel war. Ich tat so, als ob das für mich selbstverständlich wäre, schob aber, sobald ich im Zimmer war, das Nachttischchen vor die Türe und stellte fest, daß ich notfalls über eine Feuerleiter hinauskönnte, was mich etwas beruhigte, bis mir in den Sinn kam, daß man über die Feuerleiter auch hineinkonnte. Im Hotel war ein unheimlicher Lärm, Leute klopften bei andern Leuten an die Türen, aus denen laute Musik drang und riefen sich mit heiseren Stimmen Sätze zu, die

ich nicht verstand. Um halb sechs Uhr morgens donnerte es an meine Tür, open the door! rief jemand. Ich lag angezogen auf dem Bett und weigerte mich zu öffnen, rief, ich schlafe noch, open the door! rief der andere dauernd, ich faßte schon den Fluchtweg ins Auge, da merkte ich, daß es der Concierge war. Er fragte mich, ob der grüne Wagen mir gehöre, ich sagte ja, und er sagte, ich solle herunterkommen, es sei eingebrochen worden. Ich nahm gleich den Koffer und ging mit ihm hinunter. In der Eingangshalle, in der einige Neger tatenlos saßen oder standen, lag mein weißer Lammfellmantel am Boden ausgebreitet. Is this your coat? Yes, sagte ich, nahm ihn und ging hinaus, bei meinem Mietwagen war die hintere Scheibe eingeschlagen worden, und zwar mit einem schweren Steinbrocken, der nun auf dem Boden des Autos lag. Ich schmiß den Koffer ins Auto und fuhr sogleich weg, drehte dann später im Fahren das Radio an und hörte als erstes das vom Nordwestmann, das ich bereits erwähnt habe. Jetzt bin ich hier.

Wenn um diese Zeit ein Auto vor dem Haus anhält, zögernd in der Straße ohne outlet wendet und eine Weile stehenbleibt, hat man Angst, man könne gemeint sein. Aber das Auto fährt wieder weiter, man hört den Motor, das

Geräusch der Reifen auf dem nassen Straßenbelag, und dann nur noch den Regen.

Plötzlich bewegt sich etwas.

Eine schwarz und weiß gefleckte Katze geht im Trab über die Straße und verschwindet hinter der Hecke auf der andern Seite.

In schlechter Gesellschaft

Nachts um zwölf Uhr in Frankfurt angekommen, hat er in der Nähe des Bahnhofs mit Mühe ein Hotelzimmer gefunden, das letzte, wie ihm der Nachtportier sagt, welcher einen andern Gast, der dieses Zimmer eigentlich reserviert hat, seinetwegen fallen läßt, ihn noch, wohl zur Verdeutlichung der Tatsache, daß er ihm ein Trinkgeld schuldig sei, fragt, als er wieder herunterkommt, ob nicht etwa fremdes Gepäck im Zimmer sei. Nein, sagt er, und dann, scherzhaft gemeint, nur sein eigenes, aber der Portier läßt nicht erkennen, daß er das Scherzhafte an der Bemerkung erkannt hat.

Daß er wieder herunterkommt, liegt daran, daß er noch hinausgehen will; das Hotel liegt mitten im Nachtvergnügungsviertel, und er verspürt den Wunsch, sich in diesem Nachtvergnügungsviertel noch etwas zu vergnügen, geht also eine der Straßen hinauf und hinunter, in denen überall farbige Lämplein flimmern und Schaufenster mit Bildern von lustvoll verkrümmten Frauengestalten beleuchten.

Schon bei der Durchfahrt mit dem Auto ist ihm vorher ein mit Pizza-Bar überschriebenes

Schaufenster aufgefallen, er ist nämlich zugleich noch hungrig, er findet das Schaufenster wieder und geht zur dazugehörigen Tür hinein, in der unbestimmten Erwartung, von lustvoll verkrümmten Frauengestalten, wie sie auch im Schaufenster dieser Bar ausgestellt sind, mit Pizza bedient zu werden. Das ist offenbar falsch, denn als er drinnen nach Pizza fragt, lacht ihn eine unglaublich häßliche Ausländerin entlarvend an und wiederholt das Wort Pizza in einer Art, die ihm nur als Codewort begreiflich ist, reißt ihm zugleich den Mantel vom Leib und heißt ihn Platz nehmen. Er setzt sich, voll Unbehagen, und doch gespannt, was passieren wird; von der Bar löst sich ein schönes Mädchen und fragt ihn nach seinen Wünschen, er sagt »Gin Fizz«, um weltläufig zu wirken. Das Mädchen verbessert ihn in gewollt schlechtem Deutsch dahingehend, daß es dem Gin einfach etwas Orangensaft beimischen werde, wogegen er nichts einzuwenden wagt. Während sie dieses Getränk zubereitet, sieht er, wie winzig klein das Lokal ist, ein paar Barstühle, auf denen Männer mit glatten Gesichtern sitzen, etwa vier Tischchen oder Tischnischen, die man mit einem Vorhang zuziehen kann - in einer davon sitzt er - und zwei Toilettentüren, durch die er niemals hineingehen würde, aus Furcht, in das

Stellmesser eines Zuhälters hineinzulaufen.

Das Mädchen bringt den Gin, sagt »Langsam trinken« - er tut es, voll Argwohn, was damit gemeint sein könnte, und nun betritt ein ungepflegter Kerl den Raum, dem das Mädchen sogleich etwas zuflüstert, aus dem er das Wort »Gin« herauszuhören glaubt. Der Mann, den das Mädchen Bradko nennt, nimmt nun die Stelle hinter der Bar ein, und das Mädchen setzt sich zu ihm, dem Gast, an den Tisch, gegenüber, sagt, setzen Sie sich neben mich, und will ihm den Platz an der Wand zuweisen. Dies scheint ihm im Hinblick aufs Hinauskommen die ungünstigere Position zu sein, und er manövriert sich an die Kante und das Mädchen an die Innenseite. Beim Gedanken, er müsse nun mit diesem Mädchen nächstens das tun, was hier offenbar mit Pizza umschrieben wird, erkennt er die völlige Unmöglichkeit eines solchen Vorhabens, versucht das dem Mädchen unverzüglich klar zu machen, welches ihn bereits auf einige Ortsnamen seines schon preisgegebenen Heimatlandes zu behaften sucht und sich dann zu einem Fläschchen Sekt bei ihm einlädt, den sie zeremoniell bei Bradko bestellt. Dieser Bradko erscheint zur Aufnahme der Bestellung vor der Tischnische, verbeugt sich äffisch vor ihm und bietet ihm seine Hand zum

Gruß, die, wie die ganze Gestalt dieses Menschen, außerordentlich schmuddelig wirkt, was in seltsamem Kontrast zu seinen Gesten steht. Den Gestern entnimmt er aber eine klare Drohung, nämlich, wenn du dich hier nicht wohlfühlst, kannst du etwas erleben.

Das Mädchen betont, es wolle nur sprechen und verkaufe sich nicht, schlägt aber eine Einladung zu sich nach Hause vor, weil man dort besser sprechen könne, küßt ihn auch auf die Wange, beißt ihn sogar leicht hinein, was er als Zeichen zum Aufbruch nimmt. Bradko hat den Sekt gebracht und hat das Entkorken mit der Warnung verbunden, mach sie mir nicht betrunken. Er strengt sich nun an, zu bezahlen und wegzukommen, warum warum, fragt das Mädchen, er sagt, er wolle einfach gehen, für den Gin hat er schon 20 Mark bezahlt, der Sekt kostet 61 Mark, er legt eine Hunderternote hin, die sofort kassiert wird, und »No change!« kräht Bradko hinter der Bar hervor, während das volle Portemonnaie des Mädchens danebenliegt. Das Mädchen fragt auf einmal, ob er Hunger habe, und deckt unvermittelt ein halbgeessenes Reisgericht auf, das unter einer Serviette auf ihrem Tisch verborgen lag, aber er steht auf, verlangt seinen Mantel, den ihm die häßliche Ausländerin tatsächlich herausgibt,

das Mädchen versucht ihn zu halten, lacht, tut, als ob sie betrunken sei und sagt, we are drunk, aber bevor Bradko die Nummer spielen kann, in der er den Gast zu weiteren Zahlungen erpreßt, weil er das Mädchen nun doch betrunken gemacht habe, geht er hinaus, wird sogleich von verzweifelten Ausrufern auf neue Attraktionen hingewiesen, 2.20 kostet ein Bier, beteuert einer, 2.80 ein anderer, 3.- ein dritter, der ihn auch unverbindlich hineinzuschauen auffordert, er tut es, auf einer winzig kleinen Leinwand laufen harte Pornofilme, in denen man die zum Anschauen wohl unerotischsten Teile des Menschen anschauen kann, er geht hinaus, betroffen darüber, daß ihm seine ursprüngliche Sinnlichkeit als etwas derart Unsinnliches wieder entgegenkommt, beschließt, es nochmals in einem Lokal mit dem Titel Pizzeria zu versuchen, durch dessen Glasscheiben man sieht, daß es wirklich auch etwas zu essen gibt, er tritt ein und merkt, daß sofort alle Gespräche gedämpft werden und sich die Köpfe der Männer, und es hat nur Männer, in verhaltener Aufmerksamkeit zu ihm wenden, wie er es sonst nur aus Filmen kennt. Er zieht seinen Mantel gar nicht aus, und als der Chef, an seinen Tisch getreten, ihm sagt, es gebe nichts mehr, steht er unlangsam auf und geht wieder

hinaus, wo es die ganze Zeit schon schneit, ein Mädchen will ihn mit Gewalt in ein Lokal mit einer schmalen Leinwand zerren, doch er geht zurück in sein Hotel, ist eine Weile lang nicht fähig, ICH zu denken und bittet unten, ihn um 7 Uhr zu wecken.

Auf der Straße

1 fahren immer miserabel, wenn mi Ma derby isch. Miserabel.

vill Sache woni vorhär achtlos dra verbygange bi en Ascht oderChasch s Vaterunser immer no du uf Französiesch?

jetz?

ja, das isch alls na chli unsicher verschideni Möglichkeite ich bi jetz grad am Entscheide

DO BRUUCHTS EIFACH DISZIPLIN

Dasch scho de grööscht Schafseckel wo mer händ

ich ha nüt schlächte gmacht ich ha mi nu ygsetzt

nüd emal Velo hämmer gha früener

Ha ebe probiert und denn isch gange und dä het e Freud gha

Jo das cha mer dänke

MACHED KE SEICH !

und einisch simer am 60.Geburtstag vom Franz

(Ich wott ke Ussesytter sy weisch wie mich das aschysst)

ANDREAS isch wirkli en gruusige Name

Bei den Vorfahren

Letzthin habe ich mit meinem Vater zusammen einen Nachmittag bei unsern Vorfahren verbracht. Sie befinden sich im Ortsregister meiner Heimatgemeinde, das bis 1648 zurückreicht, wo ein Pfarrer mit säuberlicher Handschrift ein Verzeichnis der Geburten, Heiraten und Todesfälle begann, nachdem das alte den Dreißigjährigen Krieg nicht überstanden hatte. Der Gemeindeschreiber hat die Bücher sorgfältig vor uns aufgeschichtet, er hat sie in einer Art hergebracht, als trüge er etwas Lebendiges in den Armen.

Will man seine Vorfahren ermitteln, geht man von jemandem aus, den man noch namentlich kennt, also z.B. vom Urgroßvater, schaut im Register unter dessen Geburtsdatum nach, findet dort verzeichnet, wer seine Eltern waren, sucht deren Geburtsdatum, findet es vielleicht, vielleicht hat es aber auch mehrere gleichen Namens, die es gewesen sein könnten, schiebt das Verfolgen der weiblichen Vorfahren noch auf, weil man die männlichen wichtiger findet und gelangt schließlich mit halber Sicherheit zu einem Namen, von dem aus es nicht weiter zu-

rückgeht. Mein ältester schriftlich erfaßter Vorfahre hieß Hans Friedli Hohler. Seine Ehe war, als das Gemeindebuch eröffnet wurde, bereits im Gange, er hatte acht Kinder, davon hießen drei Johannes. Die ersten zwei sind bei der Geburt gestorben, der dritte war dann lebensfähig. Später sehe ich allerdings unter »nomina defunctorum«, daß er mit 18 Jahren gestorben ist. Auf der Suche nach den Vorfahren gefällt man sich im Gedanken, daß man mit diesen Menschen, ohne das geringste von ihnen zu wissen, auf irgendeine Art verbunden sein könnte, daß man vielleicht noch einen Zug in oder an sich selbst hat, eine Geste möglicherweise oder eine Art zu reagieren, bei der ein Zeitgenosse des Hans Friedli sagen würde: grad wie der Hans Friedli.

Mein Familienname ist heute selten, so selten, daß ich neugierig werde, wenn ich jemanden treffe, der auch so heißt. Wenn mir dann ein 70-jähriger Hohler erzählt, er habe in seiner Jugendzeit im Dorf mit seinen fünf Brüdern zusammen ein Bläsersextett gehabt, mit dem sie Tanzmusik gemacht hätten, fühle ich mich irgendwie bestätigt, auch wenn ich von den Theateraufführungen, Männerchören und Schnitzelbänken höre, scheint mir, es sei gerade in diesem Dorf und gerade unter diesen Leuten

etwas in der Luft gewesen, eine Freude am nutzlos Schönen, an der Form überhaupt, in der ich mich selbst wiedererkenne.

Beim Durchblättern des Ortsregisters wird aber der seltene Name immer unseltener, Hunderte von Leuten tauchen auf, die sich umdrehen, wenn man sie so anrief, da gab es welche, die hießen zum Vornamen Barnabas, Wunibald, Fridolin, Abraham, Euphrosine. Beim Namen Albertine Hohler erinnert sich mein Vater, daß sich seine Großmutter noch an diese Frau erinnert hatte.

Auch Franz Hohler sind schon viele dagewesen, einer war Gemeindeschreiber, noch früher finde ich einen, der am 22. Oktober 1746 starb, de arbore lapsus, schrieb der Pfarrer noch dazu, also von einem Baum gefallen, und weiter, daß er nach dem Sturz noch 14 Tage in Schmerzen gelebt habe und erst dann gestorben sei. Ein anderer Franz Hohler ist 1904 in der Limmat ertrunken, aus welchem Grund, steht nicht, und wieder einer, ein Bruder meines Urgroßvaters, ist 1879 nach Amerika ausgewandert. Bei Verwandten wird uns nachher ein Brief gezeigt, in welchem der Tod eines Frank Hohler geschildert wird, wahrscheinlich der Sohn des Ausgewanderten. Im Brief, der vor zwölf Jahren geschrieben wurde, heißt es:

»Frank was blessed with a happy disposition, he could sing and laugh and joke up to the last minute.«

Und für Momente schlägt einem etwas wie Kälte aus dem Buch entgegen, wenn bei einem Paar, das sein Kind zur Taufe bringt, steht: *Vagabundi et acatholici*. Oder wenn bei zwei andern »vagi«, Anna Maria Büechlerin und Johannes Kuder, steht: *patriam habent nullam*, Vaterland haben sie keines. Überhaupt das Latein, das Seminarlatein der Dorfpfarrherren, das ist eine Sprache, die ich verstehe, *ad aeternitatem migravit*, er wanderte in die Ewigkeit, *repentina morte obiit*, starb eines plötzlichen Todes, oder von einem alten Mann: *senex ac mendicus*, Greis und erst noch Bettler. Mein Heimatort gehörte damals noch zu Österreich, deshalb ist es auch ungewöhnlich, tönt fast wie ein Privileg, wenn bei der Herkunft steht: *Ex Helvetia*. Aus der Schweiz.

Am Ende eines Nachmittags mit diesen Büchern bleibt auf einmal nichts mehr übrig von der Langsamkeit und Ruhe der Vergangenheit, alles verdichtet sich zu einer großen Hast, einer Hast im Gebären und Sterben, die so groß war, daß einer der Pfarrer, der die Eintragungen machte, sich gar nicht die Mühe nahm, ein Neugeborenes, das wenig später starb, noch bei

den Todesfällen aufzuführen, sondern immer nur mit zwei starken Federstrichen den Namen durchkreuzte, abkreuzte eher, erledigt, tot, der nächste, drei Johannes, vier Johannes, fünf Johannes, bis endlich einer lebt; stirbt einem seine Frau, wird gleich nochmals geheiratet und wieder gezeugt, um in diesen Zeiten des plötzlichen Todes möglichst viel Leben zu hinterlassen, Trauzeugen war während eines Vierteljahrhunderts fast immer ein Isaak Hohler, vielleicht ein guter Unterhalter oder ein wohlhabender Mann oder beides zusammen, jetzt, da niemand mehr von ihm erzählen kann, ist er nur noch einer, der zu seiner Zeit von Fest zu Fest eilte, im Verzeichnis wird das Leben gewaltig abgekürzt, Geburt ein Datum, Tod das zweite, auf jeden, der heute noch lebt, lauert im Register schon das leere Kästchen mit dem zweiten Datum, und die Unweigerlichkeit, mit der die paar Ziffern früher oder später vom Gemeindegemeinschreiber eingesetzt werden, der Tag, der Monat und das Jahr, macht alles zwischendrin so schnell und hilflos, daß einem beim Gedanken an die Dorftheater, Bläsersextette und Schnitzelbänke fast die Tränen kommen.

Früher muß es nachts dunkler gewesen sein.

Im Gebärsaal

Heute hat meine Frau ein Kind zur Welt gebracht.

Um 8 Uhr fuhr ich sie zur Untersuchung ins Spital. Der Arzt fand, der Zeitpunkt sei da, meine Frau, die ich eigentlich lieber Ursula nennen möchte, meine Frau also hatte schon während der Nacht eine Unruhe im Bauch verspürt und erhielt nun Pillen, welche, verbunden mit Spaziergängen, die Unruhen zu Wehen steigern sollten. Diese Pillen muß man interessanterweise zwischen das Zahnfleisch und die Oberlippe stecken und dort langsam zergehen lassen.

Ich ging zuerst nach Hause und kam dann wieder, spazierte auch ein Stück mit, der Bahnlinie entlang, wir kreuzten zwei andere Ehepaare, die auch leicht verlegen der Bahnlinie entlang spazierten. Vor allem eine Italienerin hat den Bauch schon fast zwischen den Knien.

Nach Zerlutschen der letzten Tablette gehen wir ins Spitalgebäude, fahren mit dem Bettenlift (1000 kg) in den dritten Stock und lassen uns im Vorraum des Gebärsaals nieder.

Meine Frau wird drinnen nochmals untersucht,

ich warte. Dann kriege ich einen Chirurgenmantel aus Gazepapier und darf auch in den Gebärsaal.

Der Gebärsaal wirkt eigentlich nicht als Gebärsaal, er hat bloß zwei Betten, die durch einen Vorhang abgetrennt werden können, aber jetzt brauchen sie nicht abgetrennt zu werden. Meine Frau liegt auf dem zweiten Bett, daneben sehe ich auf dem Tischchen ein Blatt mit dem Titel »Wehentafel«. Es hat bereits einige Eintragungen darauf.

Der Arzt horcht mit einem wirklichen Hörrohr die Herztöne des Kindes ab, streift sich dann einen durchsichtigen Handschuh über und greift vorsichtig in den Darmausgang.

Der Muttermund, sagt er mir nachher, ist etwa so weit offen, und macht mit der Hand ein kleines Loch, und damit es hinaus kann, muß er so weit offen sein, und er macht mit beiden Händen ein Loch.

Ich habe also Zeit.

Ich gehe nach Hause und esse Hörnchenauf-
lauf, mache mich auf einen langen Nachmittag
gefaßt, an dem ich vor allem putzen will, da
geht nach dem zweiten Teller das Telefon, und
die Hebamme sagt, wenn ich fertig gegessen
habe, soll ich kommen.

Ich komme und finde Ursula verändert. Sie

liegt auf der Seite und wirkt nach innen gerichtet. Ich stütze ihr nun den Rücken, wenn die Wehen kommen. Die Hebamme, klein, fröhlich und kernig, seift sich die Hände bis zu den Ellbogen ein, was mich etwas beunruhigt.

Als Ursula sagt, nun ziehe es gegen unten, geht die Hebamme ans Telefon und sagt, d Frau Hohler tuet de gebäre. Wir finden es eigenartig, daß wir vom Wort »gebären« persönlich betroffen werden, und ich stütze wieder.

Der Arzt kommt, zieht wieder seine Handschuhe an, frische allerdings, und Ursula liegt schon auf dem Rücken. Die Hebamme sagt, sie sei tapfer, und auch der Arzt spart nicht mit Ausdrücken wie »Sehr gut!«. Er macht mich darauf aufmerksam, daß man jetzt hinter der Öffnung schon das Köpfchen sehe, aber ich kann mir unter dem, was ich sehe, oder zu sehen glaube, kein Köpfchen vorstellen, wie ich auch auf diesen Satellitenfotos von der Erde, bei denen es heißt, links sei deutlich der südamerikanische Kontinent zu erkennen, nie den südamerikanischen Kontinent erkenne.

Der Arzt macht nun etwas, das er der Hebamme gegenüber murmelnd als »Epi« bezeichnet, er schneidet meine Frau ein bißchen auf, damit die Öffnung groß genug ist.

Ursula preßt sehr stark, ich halte ihr den Kopf

hoch dazu und lasse ihn sinken, wenn sie ausatmet. Ich streiche ihr dauernd mit einem nassen Tuch übers Gesicht, was vielleicht falsch ist, aber mir fällt nichts anderes ein.

Und jetzt kommt der unheimliche Moment, wo der graue Kopf eines Kindes zwischen den Beinen meiner Frau herausragt und an ihr hinaufblickt. Schauen Sie, wer da kommt! ruft die Hebamme, meine Frau schreit Nein! und preßt weiter, der Arzt drückt mit den Händen den Rest des Kindes zum Bauch hinaus, und da liegt ein hellvioletttes Wesen mit einem gewaltigen Hodensack und schreit.

Alle sind einen Moment lang glücklich. Eigentlich würde ich jetzt gerne Gott danken, danke aber statt dessen dem Arzt und der Hebamme. Dann geht es routiniert weiter, das Kind wird abgenabelt und unter einen Infrarotstrahler gelegt, es schreit und schlottert zugleich mit dem Unterkiefer und beginnt schleunig und schwarz zu scheißen, ein Zeichen, wie die Hebamme weiß, daß es etwas zu lang getragen ist. Später höre ich dafür den Ausdruck »Kindspech«.

Die Plazenta wird nun noch ausgestoßen, der Arzt und die Hebamme entfalten sie und studieren sie wie eine Landkarte, während mir ein Blick genügt. Jetzt näht der Arzt wieder zu, was er aufgeschnitten hat, das Kind wird geba-

det und angezogen und darf dann zur Mutter liegen, ich trage es auch ein bißchen, bin gerührt von der Spatzenhaftigkeit seines Gewichts und merke, daß es kalte Hände hat.

Dann bringt uns die Hebamme Kaffee, Zwieback, Butter und Confiture, schiebt das Bettchen, in dem der wirklich sehr Kleine nun liegt, zu uns, sie hat ihn seitlich gelegt, so daß er, wenn er die Augen offen hat, zu uns schauen muß, ob er will oder nicht, und so schaut er also, während wir Kaffee trinken, zu uns, liegt, ohne zu schreien, seitlich und nachdenklich da und beginnt langsam Kaspar zu heißen.

In der Flasche

Etwa um fünf Uhr nachmittags sehe ich, daß in die offene Traubensaftflasche, die ich leer auf dem Tisch unserer Laube stehen gelassen habe, eine Wespe geraten ist. Sie läuft angestrengt auf dem Boden herum, fliegt von Zeit zu Zeit auf, aber nicht höher als bis zum oberen Rand der Etikette und stößt dort schwirrend gegen die Flaschenwand.

Oben ist die Flasche offen.

Ich beginne die Wespe zu beobachten.

Ich sehe, daß sie den Kopf putzt, mit den Vorderbeinen, wie man es auch von Fliegen kennt. Dazu macht sie ähnliche Bewegungen mit den Hinterbeinen.

Dann steht sie längere Zeit still und bewegt nur die Spitze ihres Hinterleibs leicht auf und ab, als ob sie atmen würde.

Nun bewegt sie ihre Fühler nach links und nach rechts, der Kopf folgt mit der Bewegung nach, dann der Körper, und jetzt läuft sie wieder. Der Flaschenboden ist leicht nach oben gewölbt, er hat also eine rundum durchgehende Rille, in der noch ein Rest von Traubensaft üb-

rig ist. Die Wespe streckt ihren Kopf in diesen Rest, oder bloß ihre Kiefer, und es sieht so aus, als nippe sie davon.

Sie geht einmal ringsum und begibt sich dann an den höchsten Punkt der Wölbung, wo sie sich erneut reinigt, vor allem vorn, es dünkt mich, sie wolle ihre Klebrigkeit loswerden, die sie sich beim Erforschen des Traubensafts zugezogen hat.

Ich erinnere mich, daß Bienen im Winter mit Zucker gefüttert werden müssen; das Tier kann also unter diesen Umständen sehr lange leben, denn die süßen Reste des Traubensaftes bleiben ja gerade zuunterst.

Allerdings ist das hier keine Biene, sondern eine Wespe.

Wenn sie den Hinterleib putzt, fährt sie nicht nur von oben nach unten darüber, sondern hält ihn oft mit zwei Beinen stützend in der Schwebe. Sie kann den Leib sogar mit einem einzelnen Hinterbein stützen und erst noch dieses Bein dazu bewegen.

Eigentlich kann sie recht viel.

Jetzt fliegt sie wieder an der Flaschenwand hoch, und beim Niederfliegen fällt sie zum erstenmal in den Traubensaft, mit dem Hinterleib

voran. Sofort begibt sie sich auf die Wölbung des Flaschenbodens und putzt den Hinterleib, dann rennt sie, nach einer Weile der Besinnung oder der Konsternation, intensiver hin und her. (Zuerst wollte ich schreiben emsiger, dann kam mir in den Sinn, daß emsig von ameisig kommt, und das hier ist ja keine Ameise, sondern eine Wespe.)

Um sieben Uhr abends liegt sie regungslos in der Traubensafttrinne. Ich hebe die Flasche und stelle sie hart auf den Tisch, da kriecht die Wespe zum Saft heraus und beginnt ihre Wanderung von neuem, allerdings etwas langsamer. Sie versucht jetzt vermehrt, mit den Vorderbeinen an der Wand hochzukommen, gleitet aber sehr oft seitwärts ab. In dieser Stellung, halb aufgerichtet, bleibt sie schließlich auch liegen. Als ich später, nachdem es schon dunkel geworden ist, mit einer Taschenlampe nach ihr schaue, richtet sie sich auf und krabbelt mit den Füßen steil empor, um sich nach einer Weile wieder sinken zu lassen.

Am nächsten Morgen liegt sie in der Traubensafttrinne und läßt die Fühler zur Seite hängen. Man kann jetzt in aller Ruhe ihre Segmente betrachten. Sie hat 5 gelbe Streifen. Der Hinter-

körper läuft spitz aus. Lief er stumpf aus, wäre es, wie ich gestern noch im Lexikon nachgelesen habe, eine Gemeine Wespe, so aber ist es eine Papierwespe. Im Lexikon steht nichts darüber, wie Wespen leben, aber von irgendwoher glaube ich mich zu erinnern, daß es räuberische Tiere sind, die andere Insekten überfallen, bestimmt sind sie also nicht erhaltenswert, wie z. B. die Bienen, die wir wegen ihres Honigs schätzen.

Jetzt ist es einen Tag her, seit die Wespe in der Flasche ist. Immer noch läuft sie im Kreis herum, in der Rille, und schleppt ihren spitzen Hinterleib, der sie zur Papierwespe macht, durch den Traubensaft. Während der ganzen Zeit war der Verschluß offen.

Wenn man von oben hineinschaut, sieht man alles ganz deutlich und kommt sich als Voyeur vor, wenn man von außen durch das Glas schaut, gibt es immer wieder Verzerrungen. Am Boden der Flasche liegen auch einige undefinierbare Partikelchen, über die die Wespe manchmal stolpert, wahrscheinlich sind es Traubenreste, wie sie oft im Satz zu finden sind.

Zum erstenmal stelle ich jetzt zuckende Bewegungen fest, bei welchen die Wespe vor allem

ihren Kopf rührt, manchmal aber auch den Hinterleib. Mich dünkt, ihre Flügel seien ziemlich naß, jedenfalls fliegt sie nicht mehr. Wenn sie sich jetzt fortbewegt, schleppt sie ihren Hinterleib am Boden nach, er muß schon ganz mit Traubensaft vollgesogen sein. Sie geht wieder dem Rand entlang, aber weniger hektisch als zu Beginn. Manchmal, scheint mir, trinkt sie vom Traubensaft oder senkt auch nur ihren Kopf hinein. Dann liegt sie wieder still und halb-schräg da.

Tags darauf lebt die Wespe immer noch. Sie liegt in der Rinne und zuckt. Ein Flügel liegt am Boden, in der Flüssigkeit. Dann rafft sie sich wieder auf und überquert den Flaschenboden. Sie putzt sich jetzt viel seltener, fast nicht mehr. Mir kommt ein Bericht aus einem Konzentrationslager in den Sinn, wo jemand gesagt hat, wer einmal aufgehört habe, sich zu waschen, sei schon verloren gewesen.

Wie scharf der Vorderleib vom Hinterleib getrennt ist.

Es wird Abend, und ungeduldig erwarte ich den Tod der Wespe. Noch immer gibt sie nicht auf. Noch immer versucht sie, an der Wand hochzukommen. Noch immer ist der

Verschuß geöffnet.

Wenn sie jetzt die Wölbung des Flaschenbodens ersteigt, sieht man, wie ihre Füße am Boden nicht fassen, sondern dauernd ausrutschen. Eigentlich wirkt sie gar nicht wie ein Raubtier.

Auch am folgenden Morgen lebt die Wespe noch.

Warum sollte sie eigentlich nicht leben? Nahrung hat sie, der Traubensaft hat für sie die Größe eines Sees, Luft hat sie auch, da ja der Deckel offen ist- was also fehlt ihr? Wieso richtet sie sich nicht ein? Wieso will sie unbedingt hinaus ?

Als ich um fünf Uhr nachmittags wieder hineinschaue, ist etwas passiert.

Eine zweite Wespe ist in der Flasche. Noch ungebrochen, versucht sie all das, was die erste Wespe nicht mehr versucht. Diese liegt nun knapp neben der Rinne, und die Flügel sind ihr am Leib angeklebt. Die zweite steht, nachdem sie eine Weile versucht hat, am Glas hochzukommen, dicht neben ihr, gegen die Wölbung zu, und so warten beide und tun nichts.

Die Partikelchen auf dem Flaschenboden sind jetzt grau geworden und riechen nach Schim-

mel, wenn man die Nase über die Öffnung hält. Die neue Wespe hat ein. stärkeres, leuchtenderes Gelb als die alte. Als ich nachts um zwölf Uhr nach einem mehrstündigen Gewitter nochmals hineinschaue, liegt die neue Wespe schräg über einem Schimmelteilchen, tot, wie mir scheint, und die alte steht in einem rechten Winkel zu ihr und lebt.

Am nächsten Morgen sehe ich: Ich habe mich getäuscht. Die neue Wespe ist nicht tot. Sie sitzt vor einem Schimmelstücklein in der Rinne. Die alte Wespe liegt regungslos in der Rinne gegenüber, aber sie lebt.

Am Abend ist es soweit. Die alte Wespe ist tot. Ich habe die Flasche dreimal angehoben und auf den Tisch gehauen, da gab es, beim zweitenmal, einen kleinen Reflex eines Fühlers oder Beines, dann hab ich das ein zweitesmal getan, und es geschah nichts. Die Wespe hatte alle Glieder angezogen, dicht an den Leib, also ihre 6 Beine, 2 Flügel und 2 Fühler, nichts stand mehr ab. Die andere stützte sich mit dem Hinterleib auf ein Schimmelklümpchen und zapelte mit den Vorderbeinen wie verrückt an der Flaschenwand hoch.

Beim Einnachten stelle ich fest, daß ich mich doch geirrt habe. Die Wespe ist noch nicht tot. Sie macht ganz langsame Bewegungen und ist jetzt einwärtsgebogen wie ein Embryo.

Der nächste Tag ist ein Sonntag, und um acht Uhr, beim Läuten der Kirchenglocken, versichere ich mich, daß die Wespe wirklich tot ist. Sie liegt zusammengekrümmt, den Kopf gegen das Flascheninnere gerichtet, mit eingezogenen Beinen und Fühlern, aber mit ausgestreckten Flügeln in der Rinne.

Die andere Wespe ist immer noch stark und beharrt auf ihren Fluchtversuchen. Über Nacht ist eine hellrote Fliege dazugekommen, von einer Art, wie ich sie noch nie gesehen habe.

Etwas später, als das Läuten der Kirchenglocken durch das Knallen vom Schießplatz her abgelöst worden ist, schaue ich nochmals in die Flasche und sehe, wie die lebende Wespe über der toten Wespe steht und ihr den Kopf ausaugt. Nach einer Weile setzt sie ab und putzt sich die Kiefer ausführlich wie nach einer guten Mahlzeit.

Wespen sind *doch* Raubtiere.

Zu Hause

Heute war ich zu Hause.

Es war Sonntag, und um 9 Uhr frühstückten wir, es gab selbergemachtes Brot von meiner Frau und selbergemachte Hagebuttenconfiture von mir. Nach dem Frühstück mußte der Kleinste gestillt werden, und ich wollte eigentlich in mein Musikatelier hinübergehen, aber Lukas stand da, und es war schönes Wetter, und so ging ich mit ihm in den Garten. Als ich ihm die Stiefel anzog, sagte er, gell, den Stiefeln kann man Stiefel sagen. Ich bekräftigte ihn in dieser Annahme, und er fuhr nun fort, der Türe Türe zu sagen, der Treppe Treppe und dem Haus Haus, bis wir im Garten waren, dem er Garten sagte.

Ich bewohne ein altes, im Verfall begriffenes Haus, das jahrelang leerstand. Es ist von einem großen Grundstück umgeben, das früher, vor etwa vierzig Jahren, den schönsten Rosengarten des Dorfes beherbergte, aber heute ziemlich verwildert ist. In diesen Garten, der auch Anlaß zu Beschwerden von Nachbarn gibt - den einen stören die Brombeeren, der andere will bei sich Beeren setzen und verlangt die regelmäßige

Abmähung des darüberliegenden Hanges – in diesen Garten also gingen wir zusammen, nachzusehen, ob es schon Haselnüsse gibt. Diejenigen, die ich sah, waren aber entweder ganz braun oder ganz grün, wir waren gleichermaßen zu früh und zu spät, und so gingen wir zu den Birken hinunter, um die von den letzten Herbstwinden herabgewehten Zweige aufzulesen.

Nachdem wir zwei schöne Bündel gemacht haben, die ich zum Anfeuern brauchen kann, gehen wir wieder ins Haus, und ich verziehe mich ins Atelier nebenan, das früher ein Pferdestall war und dann das Atelier eines Malers und jetzt mein Musikatelier. Um halb ein Uhr komme ich zurück, es riecht sehr gut, Lukas ruft mir begeistert das Wort Poulet entgegen, ich gehe in die Küche und schneide es auf, mit einem Riesenmesser, das ich einmal gekauft habe, als ich etwas über Messer schreiben wollte, und das meiner Frau immer etwas unheimlich ist, zu Recht übrigens.

Das Essen ist wirklich delikat, coq au vin, etwa ein halber Liter vin ist in der Sauce, den Rest der Flasche trinke ich dazu.

Während Lukas in seinem Zimmer Mittag macht, machen wir uns einen Kaffee, und mit unserm Kaffee ist auch sein Mittag zu Ende, der

ohnehin unterbrochen war durch Forderungen nach Nastüchern und nach öffnen der Hosenträger zum Brünzeln.

Am Nachmittag gehen Lukas und ich nochmals in den Garten, ich habe letzten Winter einen Kompost angelegt und nachher erfahren, daß das nur einen Sinn hat, wenn man ihn auch umschichtet, das heißt, es muß ein zweites Geviert neben das erste, und damit habe ich gestern angefangen. Ich habe Holzpfähle vorn spitz zugesägt und sie mit einem großen Scheit, das ich als Hammer benützte, in den Boden gerammt. Dann habe ich 15 cm lange Nägel, die man als 150-er Nägel verlangen muß, wenn man im Eisenwarenladen etwas gelten will, in einem Schraubstock mit dem Hammer krummgeschlagen und in die Pfähle getrieben, als Halter für die Bretter, die ich nun eines übers andere einschieben kann, bis das neue Geviert fertig dasteht.

Nun schaufle ich den ganzen Kompost in dieses neue Gehege, und Lukas versucht die halbverfaulten Bestandteile zu identifizieren, indem er einen Apfel einen Apfel nennt und eine Zitronenschale eine Zitronenschale. Zu einem dicken Regenwurm, den er in die Finger nimmt, sagt er ärgerlich, tue dich doch verlängere, weil gestern einer in dieser Stellung fast doppelt so

lang geworden war. Hinderlich sind Kinder insofern, als sie häufig am selben Ort sein wollen wie die Erwachsenen, also nicht etwa knapp daneben, sondern genau am selben Ort. Deshalb stolpern sie so oft vor einem auf den Treppen oder fallen einem zwischen die Beine, oder sie kriegen auch einmal einen Stoß ab, wenn man einen Kompost umschauelt.

Meine Frau bringt Äpfel, als wir eine Pause machen, und Lukas sagt, es ist uns gerade ein wenig verleidet.

Der Tag ging dann so zu Ende, daß ich um sechs Uhr abends nach Stuttgart abreisen mußte, unsere Mitbewohner, die sonst immer im Haus sind, sind heute nicht im Haus, Lukas badet, Kaspar trinkt, Ursula trinkt, ich habe mein Zeug gepackt, habe noch auf dem Schreibtischzettel gesehen, was ich alles hätte tun sollen und schiebe es zu dem, was ich nächstes Wochenende auch nicht tun werde.

Vom Hauptbahnhof aus rufe ich noch einmal an, Kaspar schläft, Lukas hat fertig gebadet, ist nun im Schlafanzug und geht auch bald ins Bett.

Jetzt, wo ich das schreibe, bin ich schon in Stuttgart im Hotel. Ich habe hier alles, was ich brauche, fließend Wasser, Dusche, Zimmerradio und Fernsehapparat, nur die Toilette ist auf

dem Gang, aber das stört mich nicht, ich mache
gern zwischenhinein ein paar Schritte.

Im Rausch

Einen richtigen Alkoholrausch habe ich nie gehabt. Einmal wollte ich mich vorsätzlich betrinken, brachte es aber nicht zustande.

Einen Haschischrausch habe ich einmal gehabt. Ich mußte zuerst gewaltig lachen, dann habe ich farbige Musik gehört, und zuletzt sah ich Glaszähne, in denen Gras wächst.

Im Schlaf

Ich bin an einem großen Fest mit leicht schwüler Atmosphäre, sitze da und weiß, daß Ursula mit einem andern tanzt, und zwar völlig hingegen und verliebt, was mich sehr unruhig macht. So nehme ich eine andere Frau, die mir gefällt und die irgendwie auf mich gewartet zu haben scheint, ziehe sie ostentativ auf die Tanzfläche und beginne mit ihr zu tanzen, aber Ursula und ihr Partner nehmen nicht die geringste Notiz davon.

Es kommen dann Zwischenstücke, ziemlich unklare, z. B. bin ich mit Ursula in einem Zimmer, da bringt die Post einen Stuhl von ihrem neuen Liebhaber, den sie sogleich aufstellt. Ein Telegramm trifft auch ein, aus einem Schloß, das man zum Fenster hinaus sieht, es ist ganz nah, höchstens fünf Minuten zu Fuß, aber die Nachricht kommt trotzdem telegraphisch.

Sozusagen gleichzeitig bin ich in meinem Elternhaus in der Mansarde und höre die Türe unten gehen. Ich stehe auf, erstaunt, weil ich annehme, die Eltern schlafen beide, es ist nachts drei Uhr, da kommt mein Vater die Treppe her-

auf, hat eine Glatze und irgendwelche grünlich-roten Ausschläge oder Erhebungen am Kopf. Ich frage ihn, wo er gewesen sei, und er sagt, er hätte bei einem Theaterstück mitgespielt, ich weiß aber nicht mehr, bei welchem.

Dann wieder die Festatmosphäre mit der Trennung. Die ganze Gesellschaft ist jetzt auf einmal in einem Schiff, und jemand ruft uns zu, wir sollten draußen schauen, wir führen durch die Meerenge von Gibraltar. Ich kann das fast nicht glauben und gehe auf das Deck, sehe dort tatsächlich, wie sich die Uferlichter vorne in der Form der Gibraltarstraße verengen, halb ist es wie vom Flugzeug aus. Wir fahren aber darauf zu, und die Meerenge besteht aus einer zweiflügligen Wildwestschwingtüre, die von zwei clownhaften, abgerissenen Typen bewacht wird, einer steht in Tanger, der andere in Gibraltar. Wie das Schiff kommt, reißen sie die Türen johlend auf, winken und rufen uns etwas zu wie, jetzt seid ihr durch, und wir fahren durch die offenen Flügel, die sofort hinter uns zuschnellen. Ich denke, so, jetzt sind wir auf dem Meer draußen, doch plötzlich steigen wieder Berge auf, und zwar immer näher, links und rechts, und wir beginnen zu sinken, nicht unter die Oberfläche, sondern auf ihr, das ganze Meer geht steil abwärts, es wird finsterer, ab

und zu sieht man noch einen Lichtfleck, aber es ist, als ob wir immer tiefer in ein Tal sänken, aus dem keine Rückkehr möglich ist. Der Schiffskoch gibt uns die Nahrung aus, eine Suppe war versprochen, es sind aber nur eine Art Nüsse. Das Schiff hält, wir dürfen es einen Moment verlassen, aber wo man aussteigt, ist alles schwarz, es gibt nichts zu sehen, und so steige ich rasch wieder ein. Beim Einsteigen sehe ich erst, daß das Schiff über dem Eingang eine längliche Holztafel hat, auf der die Inschrift steht »Way to Hell«, und darunter, wieder als geschnitzte Inschrift auf einer Holztafel, die, an zwei Kettchen befestigt, den Eingang versperrt, »Next Stop 1785«, plus eine genaue Ortsangabe, die ich nicht mehr weiß, ich glaube aber, sie hatte mit Frankreich zu tun.

Da wurde mir klar, daß wir jetzt auf dem Weg in die Hölle sind, daß wir immer weiter zurück in die Vergangenheit sinken werden, ohne daß wir diese Vergangenheit kennenlernen wollen, und daß ich Ursula irgendwo in der Menschenmenge des Riesenschiffes verloren habe, daß ich sie aber auch nicht suche, sondern daß alle Aktivität ausgelöscht ist durch eine dumpfe, nicht allzu schmerzhaft Beklemmung, und daß das schon die Hölle ist.

Inhalt

Vor der Stadt	5
In der Stadt	10
Durch das Fenster	13
Im 6. Stock	15
An der Tour de Suisse	18
An der Bundesfeier	22
Am Fernsehen	28
An der Demonstration	36
Auf dem Schlachtfeld	43
Beim Essen und unmittelbar danach	49
In vollen Zügen	52
In der Luft	53
Unter dem Boden	54
In Amerika I	60
In Amerika II	65
In Amerika III	69
In schlechter Gesellschaft	73
Auf der Straße	79
Bei den Vorfahren	80
Im Gebärsaal	85
In der Flasche	90
Zu Hause	98
Im Rausch	103
Im Schlaf	104